Rheinischer
Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.

Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

2.

1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Die Templer auf Lahneck.

Bei Oberlahnstein, unterhalb Boppard, ergießt sich aus dem wildromantischen Thale kommend, der Lahnfluß in den Rheinstrom. Seitwärts von jener Stadt, auf einem steilen Berggipfel, liegt die schöne Ruine der alten Burg Lahneck. Dieses Schloß soll, wie eine Volkssage meldet, einst dem berühmten Orden der Tempelherren gehört haben. Es ward im Jahr 1118, zum Schutze der Pilger auf den Straßen dieses Landes, zur Vertheidigung der christlichen Religion und zur Behauptung des heiligen Grabes gegen die Muselmänner gestiftet.

Allein dieser Orden zog sich durch seine zunehmende Macht und reichen Güter, den Haß und Neid der hohen und niedern Geistlichkeit, auch mancher Fürsten, auf sich. Man warf ihm Herrschsucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Freigeisterei zu, ja man beschuldigte ihn, daß er die Sache der Kreuzfahrer um seines eigenen Vortheils Willen vernachlässigt habe. Der ärgste und mächtigste Feind des Ordens war Philipp der Schöne, König von Frankreich, der frü-

her schon mit jenen in Mißhelligkeiten verwickelt, nunmehr seinen Untergang beschloß. Nach einem verabredeten Plane mit Papst Clemens V. wurde im Jahre 1306 der Großmeister Molay mit 60 Rittern nach Frankreich berufen, angeblich, um sich mit ihnen und den Johannitern über einen neuen Kreuzzug nach Palästina zu berathen. Molay segelte arglos an der Spitze seiner treuen Waffenbrüder nach Frankreich. Hier ward er von dem arglistigen Philipp ganz freundlich empfangen. Aber am 13. Oktober 1307 wurden plötzlich der Großmeister und alle auf ihren Comthureien in Frankreich zerstreut lebenden Mitglieder des Ordens, verhaftet und eingekerkert. Der Inquisitor Wilhelm, Erzbischof von Sens, Beichtvater des Königs, wurde mit der Leitung des Prozesses gegen die Verhafteten beauftragt. Man beschuldigte sie außer dem, was bereits gemeldet, besonders der Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünste, empörender Ausschweifungen und anderer Laster. Das Gericht, meist aus Mönchen des Dominikanerordens, einer die Tempelherren aus Neid oder Fanatismus anfeindenden Klasse, bestehend, ließ die Gefangenen mehrere Jahre lang im Kerker schmachten, und verurtheilte sodann den größten Theil derselben zum Tod. Bald darauf ward der Orden durch ein Edikt des Papstes, in allen Ländern der Christenheit aufgehoben.

Diesen Abriß der Geschichte, von dem unglücklichen Loose des Tempelordens, wird für die Leser der obenerwähnten Sage ein höheres und anschaulicheres Interesse gewinnen. Als — so meldet sie — der König Philipp von Frankreich und der Pabst Clemens V. den Großmeister und mehrere Ritter zum Tempel auf die grausamste Art hinrichten und ihre Güter in Besitz nehmen ließen, da wollte auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, die Brüder des Ordens in seinem Lande nicht mehr dulden, und drohete ihnen, wofern sie es nicht sogleich räumen würden, mit Waffengewalt. Wohl sahen die Ritter, daß die Sache des Bundes verloren sei und viele entsagten ihrem Gelübde und suchten anderswo ihr Heil. Aber zwölf der tapfersten warfen sich in die Burg Lahneck, welche der Orden unter der Oberherrschaft des Erzbischofs besaß, und sie beschworen hier unter sich den festen Entschluß, daß man dieser ungerechten Aufforderung nicht gehorchen, sondern sich hier fest halten und das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Darob zürnte nun der stolze Prälat und sandte einen starken Heerhaufen ab, um die Veste mit Vertrag oder Gewalt einzunehmen. Sie ward umringt, und man bot den Rittern freien Abzug an. Allein sie gaben zur Antwort: „wir streiten für unsere Ehre und unser Recht, und wollen siegen oder sterben,

wenn man uns nicht im ruhigen Besitze der Burg lassen will.“ Da ward der Ort mächtig vom Geschütze der Mainzer bedrängt; aber die Belagerten wehrten sich auf's muthigste, schleuderten Wurfgeschoß und Steine herab, und thaten dem Feinde großen Schaden. Dieser voll Grimm, daß eine so beträchtliche und wohlgeübte Schaar nicht den Widerstand von zwölf Gegnern überwinden könne, rüstete sich endlich zu einem Sturm, der in der kommenden Nacht ausgeführt werden sollte. Sie kam so schwarz wie das Schattenreich selbst; denn es stieg zugleich ein furchtbares Gewitter empor, und tobte auf den Wellen des Stromes und in den Klüften der Berge. Im Donner und Blitze drangen die Belagerer zum Schlosse hinan; aber die Ritter fochten wie Löwen, und ihre Schwerter leuchteten hoch im Wetterscheine des Himmels. Doch die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, und jene wurden an den Haupteingang gedrängt, den sie noch fest und wüthend schirmten. An ihrer Spitze stand ein greiser Held — warum nennt nicht die Kunde seinen Namen? — der sank jetzt, von einer Lanze durchbohrt, und rief seinen Streitgenossen zu: „Brüder, ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und die Gluthen des Scheiterhaufens. Denkt an die erhabenen Geister unsers Ordens, deren Muth so groß war, als hell und frei ihre Seele! Denkt an den edlen Meister, an ihn,

so für unser heiliges Recht den Tod erlitten, alles ewiges Muster aller Braven, deren Geist und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß besteht!“ So rief er, schleuderte im wilden Muthe seinen Stahl unter die Leichen der Feinde, und sein edles Auge brach. Mit tiefem, thränenlosem Schmerze sahen die Krieger auf den Gefallenen, und heftiger noch erhob sich von Neuem der Kampf. „Ergebt Euch!“ rief der Feind; jedoch im Sturmgeheul erscholl die kühne Antwort, „die Templer sterben und ergeben sich nicht!“ — Und die Tapfern stritten die halbe Nacht durch, bis das Morgenroth über den Bergwald erschien. Da waren Alle im Riesenkampf gesunken, nur Einer stand noch auf dem Brückenjoche, mit düster drohendem Blick und vorgehaltenem Schwerdt. Jetzt trat der Mainzerische Heerführer gegen ihn, und sprach voll Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habt genug gethan. Gebt mir Eure Waffen! Ein so braver Mann soll geschont sein.“ — „Nicht mehr als meine Brüder! (rief der Templer mit trotziger und starker Stimme) habe ich meine Pflicht gethan, so will ich auch jetzt noch kämpfen. „Wer wagt sich auf die Brücke!“ — Zornig wollten ihn die Gegner anfallen; da kam ein fremder Ritter gesprengt. „Botschaft von dem Kaiser! (rief der Anführer seinen Söldnern zu) haltet ein!“ Als er nun solche genommen, wandte er sich wieder zu dem

Templer und sprach: Der Kaiser bietet Euch Gnade, und will Euch Ehre und Gut bewahren.“ — „Die Ehre bleibt uns (entgegnete jener); aber Gnade ist nur bei Gott, nicht bei den Menschen! Das erfuhren unsere Brüder, die man von Cypern hergelockt.“ Und er stürmte in den Feind, und sank todt unter den Erschlagenen nieder. Nach Gaib.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang.
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feden,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:

Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt,
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Uhland.

Die Frau von Stein.

„Dieser Ehren ist zuviel,“ sprach die edle Frau
vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel, Ziel noch Ende
hat das meine.

„Beide Söhne sind vermählt, sind ein Schmuck des
Ritterstandes,
Drei der Töchter auserwählt haben Edle dieses
Landes.

„Blieb mir noch das letzte Kind, heute gab ichs ei=
nem Grafen,
Also daß es zwölfe sind, die sich hier zur Hochzeit
trafen.

„Nun gedoppelt ist die Zahl, Töchter sechs und
sechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mahl wie ich das Ge=
schick versöhne:

„Denn der Ehren ist zuviel, denn zuviel ist dieser
Ehren.“
Becherklang und Saitenspiel überschallt oft weise
Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort, aber schon am andern
Morgen
War des Hauses Mutter fort, war das Haus in
Angst und Sorgen.

Nimmer kehrte sie zurück, wiedersah sie nicht die Lieben;
Sühnen wollte sie das Glück: Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ob sie sich der Welt begab in der abgeschiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geschlecht herrlich bis zu unsern Tagen,
Einen Freiherrn recht und echt Deutschland noch zuletzt getragen.

K. S.

Kaiser Wenzel.

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen,
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!"
So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königstuhl zu Rhense.

Drauf Kurfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser,

Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuser.
Doch glaubt mirs, ich bericht euch recht:
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
Beim Königsstuhl zu Rhense.

Und als der Kaiser Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edeln Weines kommen;
Und setzten sich früh Tages dran
Und schenkten ein und stießen an
Beim Königstuhl zu Rhense.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir,
Das sag ich ohn Bedenken;
Und wer des edeln Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb ich meine Kron zum Dank!"
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Beim Königstuhl zu Rhense.

„Wohlan, den Handel geh ich ein!"
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will statt euer Kaiser sein
Und eure Krone tragen;
Vier Fuder dünkt mich, sind genug;
Die dienen euch derweil zum Trunk
Beim Königstuhl zu Rhense."

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron;
Nimm Alles, was ich trage;

Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth;
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königstuhl zu Rhense.“

F. G. Drimborn.

Burg Stolzenfels.

1.

Am blauen Himmel schwebet der königliche Aar;
Den mächt'gen Sturm beherrschet sein starkes Flügelpaar;

Auf seinem Haupte trägt er zwei Kronen allzumal;
Mit seinen Blicken späht er hinunter in das Thal.

Es ragt zum blauen Himmel ein Felsen stark und fest:
Drauf will ich mir erbauen ein unersteiglich Nest;

Darauf will ich mir bauen ein königliches Schloß,
Dran jeder Sturm zerschelle und jegliches Geschoß!

Stolz schaut der Bau zum Himmel, schaut weit hinein in's Land,
Die schönste Burg am Rheine, Schloß Stolzenfels genannt.

Wohl ist daran zerschollen manch kühn gewagter Sturm;
Noch steht er unerstiegen, der stolze Felsenthurm.

Doch hielt' der Aar auch selber die königliche Wacht,
Den stärksten Feind, den hat er noch nicht zur Ruh'
gebracht.

Und zög' mit tausend Schwertern er selbst hinaus
zum Streit,
Viel stärker als Stahl und Eisen ist die allmäch-
tige Zeit.

2.

Der Rhein mit seinen Wellen geht ruhig seinen Lauf;
Die Nachtgespenster kommen im Nebelflor herauf.

Des Stromes Wellen lispeln gar wundersame Mähr;
Aus seinem Schoße tauchet der Träume buntes Heer.

Es öffnen seine Fluthen den sagenreichen Mund;
Der Träumer schaut hinunter auf den krisstall'nen
Grund.

Da ragen stolze Burgen mit Thürmen mannigfalt,
Draus weithin in die Lande die Lärmtrommete schallt.

Hei, wie die Schwerter blitzen aus kühnem Män-
nertroß!
Wie nächtlich Wetterleuchten umdräut's das stolze
Schloß.

Sie zieh'n mit ihren Mannen den Weg zur Burg
hinan;
Vom Huf der Rosse zittert des Rheines Spiegelplan.

Vom Klang der Waffen bebet des Rheines tiefster
Grund; —
Wer sind denn die seltsamen Gäste zur späten
Abendstund'?

Die Wellen ziehen vorüber. Die Mährchen wun=
dersam,
Sie hat ein Schwan gesungen, der auf dem Strome
schwamm.

3.

Und wieder steh' ich hierunten — vor mir die Ge=
genwart.
Die Gräber alter Zeiten, sie liegen aufgescharrt.

Ein Aar sitzt auf dem Felsen und thürmet Stein
auf Stein,
Bis Burg und Zinnen glänzen im neuen Mor=
genschein.

Die Zeit hat weggeworfen ihr abgetragnes Kleid;
Auf ihrem Haupte prangt nun der Krone Goldge=
schmeid.

Den Purpurmantel gürtet sie um den ew'gen Leib;
Der Adler hält umschlungen das königliche Weib.

Das Alles kann ich sehen im feuchtazurenen Blau,
Und kann viel mehr noch sehen, je tiefer drein ich
schau!

Ich sehe, wie zum andern gereift die junge Saat,
Die alten Mährchen werden zur neuen Heldenthat;

Wie über tausend Jahren der blaue Himmelsdom
So klar wie heute spiegelt in dem kristallenen Strom.

Der starke Fels dort oben — wie heute steht er noch,
Nur daß er abgeschüttelt das stolz gethürmte Joch.

Auf seinem Haupte aber wiegt herrlich, wunderbar,
Sein goldenes Gefieder der königliche Aar.

Aus Staub und Asche steigt er, ein andrer Phö-
nix, auf;
In freiem Fluge zeigt er der goldnen Zeiten Lauf:

Indeß der alte Träumer in Thaleseinsamkeit
Den Traum hinüber träumet in alle Ewigkeit.

F. G. Drimborn.

Ritter Konrad Baier von Boppard.

„Warum, o wilder Ungetreuer,
Verließeſt du Maria, sprich!
Sie war dir doch vor Allen theuer,
Sie liebte doch vor Allen dich.
Steh, Konrad, steh! auf Tod und Leben
So llst du im Kampf mir Antwort geben,
Erhebe rasch dein treulos Schwert."

„Wer bist du,“ ruft der stolze Ritter,
„Der keck in meinen Weg sich legt?
Frei will ich sein wie ein Gewitter,
Das fortzieht oder niederschlägt.
Auf dein Visier, und laß mich sehen,
Wers wagt mit mir in Kampf zu gehen,
Wer fallen will von meiner Hand.“

„Blick auf den Schild, kennst du den Leuen?
Ich bin der Bruder deiner Braut,
Dein Abfall soll dich schwer gereuen
Eh noch der Abend niederthaut.
Aus Palästina kehr ich wieder —
Schnell lasse dein Visier hernieder,
Zu lang schon hab ich dich erschaut.“

Da stürmt zum Kampf heran der Wilde,
Und schnell erlahmt des Jünglings Arm.
Er seufzt, er sinkt auf das Gefilde,
In Strömen quillt sein Herzblut warm.
Doch Konrad, wunderbar erschüttert,
Von niegefühlter Angst durchzittert,
Nimmt zögernd ihm den Helm vom Haupt.

Weh ihm! er sieht zwei Augen brechen,
Die liebend einst auf ihm geruht,
Er hört zwei Lippen Konrad sprechen,
Die einst geblüht in Rosenglut:
Marieen hat sein Schwert erschlagen;
So rächt sie ihren Schmerz und Klagen
Durch raschen Tod von seiner Hand.

Da nimmt er all sein Gut und Habe
Um seiner Reu genug zu thun,
Und über dem geliebten Grabe,
Wo ihre theuern Glieder ruhn,
Läßt er ein Kloster herrlich bauen,
Wie keins am Rheinstrom mehr zu schauen
Und nennt es St. Marienberg.

Doch rastlos flieht er selbst von dannen,
Als Templer zieht er mit dem Heer,
Nichts kann den wilden Schmerz verbannen,
Der ihn begleitet übers Meer.
Doch endlich, endlich schlägt die Stunde,
Wo die willkommne Todeswunde
Sein langgequältes Herz empfängt.

Sein Schwert, die Feinde niederschlagend,
Glänzt in der Schlachtenwolke weit,
Beauseant, das Tempelbanner tragend,
Stürmt er voran im wildsten Streit.
Er schwingts vor Ptolemais Mauern,
Dann sinkt er, stumm von Todesschauern,
Ein Pfeilschuß hat sein Herz durchbohrt.

A. v. Stolterfoth.

Liebenstein und Sternberg.

„Zu jener Zeit, als die Heiligen Bernhard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predig-

ten, lebte in der alten Stammburg zu Sterneberg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage. Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätzten Tugenden des weiblichen Geschlechts waren. Der Alte wollte einem seiner Söhne diesen Schatz zuwenden, und um alle nachbarlichen Freier zu verscheuchen, gab er sie für ihre Schwester aus.

Die Zeit nahete, wo ein reiferes Alter zwischen den jungen Leuten eine Verbindung möglich machte. Das Fräulein sollte unter seinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, mit edler Selbstverläugnung zurück, sei es weil er höhere Absichten hatte, oder weil er sie in den Armen seines Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrnen Alten wollte dieser Entschluß nicht ganz gefallen; da aber die drei sogenannten Geschwister damit zufrieden waren, wurde das Eheverlöbniß mit dem Jüngern festgesetzt. Beide Söhne bauten nun, als das Zeichen ewiger Freundschaft und Eintracht, zwei neue Schlösser dicht neben einander, und nannten das eine Sternberg und das andere Liebenstein. Das Volk aber nannte

sie, der seltsamen Lage und Geschichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der h. Bernhard nach Deutschland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweise nach Frankfurt, wo dieser neue Prophet vom Kaiser Konrad selbst dem Volke vorgestellt wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthusiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne, und auf dem Flusse schwammen Schiffe herauf und herunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Diese fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte sich die Laufbahn seines Ruhms schon im deutschen Reiche eröffnet; aber den jüngern spornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Christenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Aufgebote deutscher Ritterschaft nicht in einer wollüstigen Ruhe zu Hause sitzen; er dachte bei diesem Zuge Ruhm für diese und für jene Welt zu erwerben. Er nahm Abschied von seiner liebenden aber frommen Braut, und ließ sie mit dem älteren Bruder zurück.

Dieser versuchte alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So sehr er sie auch liebte und die Geschäfte der Fürstenhöfe ihn fesselten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundschaft. Sie lasen zusammen die

Briefe ihres Geliebten, trösteten sich mit seiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten sich über die Gegenstände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete sie auf kleinen Reisen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die sich jetzt schon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umschlang beide unbemerkt das zärtlichste und reinste Band der wechselseitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß gestorben und hatte noch auf seinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche seine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeschlagen, des jüngern, weil er es verlassen hatte. Er starb in Sorgen über das Glück seiner Kinder.

Um diese Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele seiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundschaft schien; allein da sie selbst nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um sie nicht noch unruhiger zu machen. Er schützte eine nothwendige Reise zu dem Fürsten vor, und entfernte sich von ihr. Allein diese Trennung erfolgte schon zu spät. Thränen stürzten ihr aus den Augen, als er Abschied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes selbst nicht mehr in dem Kreise der Weiber zurück halten, so schüchtern und behutsam sie auch war. Er mußte ihr versprechen, bald wieder zurück zu kommen.

Während der Zeit liefen verschiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizca geblieben sei; und daß sie so lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing sie selbst an, der Sage Glauben beizumessen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, schwur seinem Andenken ewige Treue, und dünkte sich schon eine Wittwe zu sein. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als sich diese Umstände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt seiner Liebe unbeschränktere Gränzen stellte. Auch er ehrte das Andenken seines Bruders, und äußerte nur geschwisterliche Neigung gegen sie. Sie lebten so in stiller, sanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu untersuchen, wie es mit ihrem Herzen stände. Sie vergaßen die Bitterkeit der vorigen Zeiten, und fühlten sich in diesem reinen Verhältnisse glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechinn aus Konstantinopel nach Deutschland käme.

Wie ein Donnerschlag traf diese Post das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut versank in starre Gefühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verwandelte sich in den feindseligsten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfplatz der bittersten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit seiner orientalischen Geliebten zurückgekommen. Allein der

Bruder verschloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit aller der Wuth und Rachelust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerstört und zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe sein sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der ersten Burg herrschte das Glück der Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter beiden verglichen, daß keiner die Braut und ihr Erbe haben, und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu, und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.

Indeß lebte der jüngere Bruder in großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel, und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Koketterie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her; und da ihre Neigun-

gen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngern eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte die Griechinn als ein feines gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viel Mühe und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen, aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Griechinn ermorden, sie aber entfloh. Die Eintracht wurde hergestellt und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben, und nichts mehr davon übrig als jene Scheidemauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden,

die seit dem Morde Abels zwischen Brüdern gefochten wurde."

Gaib.

Hans Theuerlich.

Mich dünkt es war ganz neuerlich
Ein Wirth, der hieß Hans Theuerlich,
Sein Braten war nicht käuerlich,
Sein Wein war etwas säuerlich;
Drei Wandrer traten da herein,
Die riefen: Wirth, nun schenk uns ein,
Wir wurden müd im Sonnenschein,
Drum gieb uns echten guten Wein.

Hans Theuerlich lief schlau und fein
Zum Keller mit dem Krug von Stein;
Dort stand ein Faß mit sauerm Wein
Und neben floß der tiefe Rhein;
Bedachtsam wie in eine Nuß,
Zapft er am Weine mit Verdruß,
Läßt dann herein in vollem Schuß
Den hochberühmten klaren Fluß.

Er bringt den Wein den Gästen dar
Und schwört bei seiner Ehr fürwahr,
Daß Wein so rein, so hell, so klar
Noch nie in einem Faße war.

Die durstgen Drei die freuen sich,
Sie danken erst Hans Theuerlich;
Und trinken drauf ganz feierlich
Den Wein so matt und säuerlich.

Wohl werfen sie die Becher fort,
Doch schwört der Wirth bei seinem Wort,
Der Wein sei von der besten Sort,
Ein wahrer echter Niblungshort.
Und schenket dann noch einmal ein
Den Gästen von dem klaren Wein,
Doch sieh! drei Fischlein nett und klein,
Die hüpfen aus dem Krug herein.

Die drehten gar behendiglich
Im Becher dort inwendig sich;
Es ward darum elendiglich
Der Wirth verlacht beständiglich:
Sie zahlten ihm den Wein nicht schlecht,
Auf daß er stäts der Fisch gedächt;
Er thats nicht mehr; doch hör ich recht,
So ist gar groß des Wirths Geschlecht.

G. Görres.

St. Goar.

St. Goar und Goarshausen haben ihre Namen und letzteres seine Entstehung dem hei=

ligen St. Goar zu verdanken, welcher im Jahr 575 in diesem wilden Rheinschlunde seine Zelle aufschlug, um die bei der Bank Schiffbruchleidenden zu erretten und den armen Salmenfischern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüste, saß er unter diesen genügsamen Leuten, und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fische lauerten, und die Weiber mit ihren Kindern die Netze strickten. Durch seine Wohlthaten und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des Königs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch seine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn zum Erzbischof von Trier anstellen wollte. Der demüthige Einsiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem glänzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu seinen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein zehrendes Fieber bald auf das Krankenlager warf. Bei seinem Tode empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem Könige Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Priester, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen und des Volks zur Erde brachten und bald dabei ein Bethaus stifteten, was mit Gütern und Opfern beschenkt wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den Deutschen geheiligte Gast-

freundschaft verehren wollten, welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser und Fürsten seiner Kirche gemacht hatten, werden den gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Philipp bestrafte den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemahlinn Burtrade nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Eben so wurde hernach Karl der Große selbst bestraft, indem er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsinnig vorbei fuhr, und plötzlich von einem dicken und so finstern Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde zwischen St. Goar und Koblenz übernachten mußte. Dagegen wurden seine Söhne Pipin und Karl an dem Grabe des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde verwandelt, und seine geliebte Gemahlinn Fastrade plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten, schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näsen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischof Lullus von Mainz eingeweiht und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volke

in einer lustigen fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Große nebst seinen andern Schenkungen auch dem Kloster jährlich noch 20 Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie geben ferner vor, daß der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja, daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen sei. Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf diese Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erste Mal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundschaftlich aufgenommen, oder, wie man dort sagt, gehänselt sein wollte. Dieser legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes Band um den Hals, mit der Frage: ob er in Wasser oder Wein getauft sein wolle? da nun die Antwort meistens für den Wein ausfiel, so mußte er einen Beitrag in die Armenbüchse geben, und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lustigen Ordens vorgelesen, und die Fischerei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. Nach vollendeter Zeremo-

nie mußte er mit Tag-Datum seinen Namen in das sogenannte Hänselbuch einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundschaftlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Namen von vielen Jahrhunderten her enthält.

Gaib.

Sankt Goar.

Sankt Goar war ein frommer Mann,
Viele Mirakel hat er gethan.
Er wohnt' in einer Schlucht am Rhein
Vor langen Jahren ganz allein.
Es wuchsen da noch nicht die Reben,
Doch war dem Heiligen Kraft gegeben,
Daß er des Rheines grüne Fluth
Mocht' wandeln in der Traube Blut.
Und weil er Wein so wohlfeil hatt',
Gab er dem Geize keine Statt,
Wer nur bei ihm vorüberschritt,
Dem theilet er vom Labsal mit.
So ist es, sagt man, denn gekommen,
Daß zu ihm wallten viele Frommen.
Solch ein Gewerbe hätte jetzt
Die Schenken all' in Brand gesetzt;
Allein zu der Zeit nahmen bloß
Daran die Pfäfflein viel Anstoß.
Sie mußten den Wein sich kaufen theuer
Konnten nicht Wasser machen zu Feuer.

Auch war noch locker des Glaubens Grund;
Ich trinke für euch, sprach wohl ihr Mund,
Doch den halben Heiden war es eben,
Als hätt' man ihnen nichts gegeben.
Zu trocken sie die Predigt fanden
Und sich zu Goars Zelle wandten.
Die Pfäfflein gingen voll Verdruß
Drob klagen beim Bischof Rusticus.
Als der zu Trier nun vernahm,
Wie's Goar triebe sonder Schaam,
Und daß er sogar den Zehnt geweigert,
Da ward des Hirten Zorn gesteigert;
Er rief: Bringt her den Wundermann,
Hier soll er zeigen, was er kann!
Sankt Goar hatte nichts dagegen,
Den Boten labt' er mit seinem Segen
Und ist dann mit ihm eingezogen
Durch der porta nigra alten Bogen.
Der Bischof sitzt zusammt dem Rath
Im weiten Saal in großem Staat;
Es dränget sich des Volkes Schaar, —
Vielleicht gibt es ein Feuer gar.
Sankt Goar tritt gelassen ein
Und grüßt den Bischof, die Väter fein.
Der Bischof spricht: Häng auf deinen Hut!
Das dünket auch dem Heiligen gut.
Er blickt hinauf, hinab die Wand
Einen Nagel nicht sein Auge fand.
Und wie schon Gelächter anhebt im Saal,
Da fällt durch's Fenster ein Sonnenstrahl;

Sankt Goar mit dem Hut ihn trifft,
Fest hängt der dran, wie am güldnen Stift.
Das wär dem Bischof noch nicht genug,
Mit hoher Stimm' er den Heiligen frug:
Wenn du vom Geist erleuchtet bist,
So sage wer der Vater ist
Vom Säugling auf des Weibes Arm
Dort unten in des Volkes Schwarm!
Sankt Goar schauet sich langsam um,
Hebt auf den Finger ernst und stumm.
Der Säugling, kaum zwei Wochen alt,
Thut auf sein kleines Mündlein bald
Und ruft in verständlicher Rede Fluß:
Mein Vater ist Bischof Rusticus!
Den Bischof fasset frommer Graus,
Ohne Spruch schickt er den Heiligen nach Haus.

Adolph v. Marées.

Rheinfels.

Graf Philipp hatte seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem solchen Wohlstand gebracht, dessen sich zu seiner Zeit Keiner rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Er hatte Anna, die Tochter des Grafen Lud-

wigs von Würtemberg geheirathet, und mit ihr einen Sohn, Philipp den Jüngern, und eine Tochter gezeugt, welche den Namen der Mutter erhielt; allein diese häuslichen Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft, und von ihrer Mutter, der Henriette von Mompelgart, gebildet. Sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit, und ihren Untergebenen mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie ihrem Gatten unerträglich. Er schied sich von ihr bei Tisch und Bett, und wies ihr das Schloß Lichtenstein zum Aufenthalt an.

Aber auch dort blieb er nicht von ihren Unarten frei. Sie plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute, und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er nicht blind ihren Launen fröhnen wollte. Philipp ließ den Zwist durch den Grafen von Isenburg, den Johann von Wallbrun und seinen eigenen Sohn untersuchen. Die aufgebrachte Gräfinn warf die ganze Schuld ihres Benehmens auf den Kellner und gab unter andern vor: „er habe ihr unnatürliche teuflische Künste lehren wollen, wodurch sie die Liebe ihres Gemahls wieder gewinnen könnte.“ Aus diesem erdachten Vorwande konnten die Bevollmächtigten wohl sehen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführ-

rung sei; sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben, und er versprach durch einen förmlichen Vertrag, daß er ihren Zustand verbessern, und sie bisweilen besuchen wollte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er bei ihr zu bleiben nicht verbunden sei.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Vertrag die Wünsche der schon in der Jugend verwöhnten Frau nicht befriedigte. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten, sowohl auf dem Schlosse, als unter ihrer Familie an. Philipp wandte sich demnach an den Papst Calixt III. und forderte von ihm, da er bei ihr weder seiner Gesundheit, noch seines Lebens mehr sicher sei, Scheidung von Tisch und Bett. Der Papst trug die Untersuchung einer so verwirrten Sache dem Erzbischofe von Mainz auf und der häusliche Unfriede wurde endlich dadurch gehoben, daß Graf Ulrich von Würtemberg sie zu sich nahm, und ihr eine schöne Wohnung in Weiblingen anwies, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Nach dem Tode seiner Gattinn hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; denn sein Sohn Philipp war an Ottilien, die Tochter Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt, wodurch er Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhielt, seine Tochter Anna hatte

Heinrich IV. Landgrafen von Hessen zum Gemahle, wodurch sie mit einem der ersten Häuser in Deutschland verbunden war; aber auch diese Freude sollte ihm vernichtet werden. Sein einziger Sohn, auf den er die Fortpflanzung seines alten Geschlechts gegründet, dem er so viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde schon im Jahr 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, als er mit seinem Oheim, dem Grafen Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Ansprüche seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden zu behaupten. Nicht nur, daß dieser frühe Tod seines geliebten einzigen Sohnes den Vater tief kränken mußte, auch die Ungewißheit, wer nach seinem eigenen Hinscheiden seinen Stamm fortsetzen, oder wie er seine Länder unter seine Tochter Anna und seine Enkelin Ottilia vertheilen möchte, machte ihm großen Kummer.

Aus dieser schmerzlichen Verlegenheit riß ihn eine Zeit lang Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz. Dieser suchte nämlich um die Hand Ottiliens für seinen Neffen den Kurprinzen Ludwig an, weil er hoffte, durch diese Verbindung auch die Grafschaft von Katzenellenbogen mit der Rheinpfalz verbinden zu können. Der Antrag schmeichelte dem alten Grafen sehr. Er sah dadurch seine Enkelin auf dem Throne eines mächtigen Kurfürsten glänzen, und erhielt damit die tröstende Aussicht, wenig-

stens von weiblicher Seite, seine Enkel unter die ersten Fürsten Deutschlands zählen zu können. Es schien aber, als wenn ihm diese stolzen Pläne nur darum vorgespiegelt werden sollten, um ihn noch mehr zu kränken und zu demüthigen. Der Kurprinz verwarf mit Widerwillen die Hand Ottiliens und er mußte sie an den Markgrafen von Baden, Christoph, vermählen, wodurch er neue Uneinigkeiten unter seinen Erben zu befürchten hatte. In diesem Drange häuslicher Mühseligkeiten entschloß sich Philipp, obwohl schon an Jahren ein Greis, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit welcher er durch Gottes Hülfe noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er wählte dazu Anne, eine geborne von Nassau, welche die Wittwe Herzogs Otto von Braunschweig war, und in ihrem ersten Ehestande gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Anverwandten und fremden Fürsten, welche nach Philipps Tode dessen Länder theilen wollten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreißen, oder wenigstens für sie unschädlich zu machen, und sie fanden auch eins, selbst bei einem Priester. Graf Philipp hatte nämlich zu der Zeit, als er mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, einen Schloßpfaffen, Johann von Bornich genannt, welcher ihm in der Kapelle die Messe

las und den Gottesdienst besorgte. Dieser verruchte Bösewicht hatte sich heimlich mit Giftmischerei abgegeben, und war schon mehrmals zur Vergiftung gedungen worden. An ihm fanden auch jene das Mittel ihres Zweckes, welche des Grafen Philipps Länder und Schätze erhalten wollten. Der Schloßpfaff wurde bestochen, und erwählte selbst das heilige Meßopfer zur Vollbringung seiner Schandthat. Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandlung segnete, und ihn ihr hernach zur Ehre des heiligen Johannes zum Trinken reichte. In diesen Wein mischte Vornik Arsenik, und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzen wollte, eine gewisse trübe Gährung darin bemerkte, entschuldigte er sich damit, daß vielleicht Unrath hinein gefallen sein möge. Die arglose Gräfin ließ sich durch diese Ausrede beruhigen. Sie trank von dem Weine, fühlte aber bald die Folgen des genommenen Giftes. Sie erkrankte sogleich auf den Tod, und der Schloßpfaff bestätigte durch seine schnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung. Philipp fiel dadurch in einen Schmerz, der ihn selbst mit dem Ende seines Lebens bedrohte. Er verließ das Bett seiner vergifteten Gattin nicht, und glaubte sie bei jeder Ohnmacht oder Konvulsion schon verloren. Selbst die Gegenwart seiner Kinder und Enkel

konnte ihn nicht trösten, obwohl seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl Heinrich von Hessen, das Fortdauern seines Stammes wenigstens von weiblicher Seite versprach. Auch hatte zugleich der Vater der vergifteten Gräfin alle Mittel ergriffen, um den Meuchelmörder ausfindig zu machen. Er wurde zu Köln entdeckt, gefangen und verhört, wo er mit beispielloser Frechheit nicht nur dieses, sondern auch ähnliche Verbrechen eingestand, ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Hierauf wurde er als Priester degradirt, öffentlich seiner geistlichen Zeichen beraubt, und als ein bis zu seinem Tode verstockter Sünder bei dem Galgen lebendig verbrannt. Indessen hatte die noch blühende Jugend und Leibesstärke der Gräfin die Anfälle des Giftes besiegt. Sie genas allmählig von ihrer Krankheit, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle seine Liebe und Hoffnung wieder zu seiner Tochter Anna, und diese versüßte ihm seine letzten Tage an der Seite ihres wakkern Gatten, des Landgrafen Heinrichs. Blühende Enkel versprach er sich von Beiden als Sprößlinge seines alten Stammes. Dafür segnete er auch sein neues Geschlecht, und setzte seine Tochter, als Erbin seiner Länder ein. So kam also St. Goar mit dem Schlosse Rheinfels, und alle katzenellenbogische Aemter und Schlösser an das Haus Hessen, welches diese

starke Felsenfestung bis auf unsere Zeiten, als eine Schutzwehr der deutschen Rheingränze bewachte. Es gründete auch da eine neue Linie seines Stammes, welche von dem Schlosse die Hessen-Rheinfelsische genannt wurde. Im Jahr 1692 vertheidigte der tapfere hessische Obrist Görg die Feste Rheinfels gegen Gallard, der zuletzt sein eigenes Lager in Brand stecken und sich zurückziehen mußte. Im Jahr 1794 dagegen ergab sich Rheinfels einem französischen Corps auf dessen erste Aufforderung und wurde gesprengt. Ein zu Ziegenhain eingesetztes Kriegsgericht bestimmte, daß „wegen eigenmächtig unternommener Räumung dieser Festung nach Maaßgabe des verschiedenen Grades ihrer Verschuldung der erste Kommandant mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, der zweite zu arquebusiren, die übrigen Staabsoffiziere zu kassiren, die Subaltern-Offiziere aber mit Arrest zu bestrafen seien.“ Dieses Urtheil ward von dem Landgrafen von Hessen-Kassel dahin abgeändert, daß vor versammelter Garnison, nachdem das zum Arquebusiren bestimmte Detaschement dem ersten Kommandanten gegenüber vorgetreten, demselben der Degen zu zerbrechen, der infam zu kassiren und zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach der Festung Spangenberg abzuführen, der zweite Kommandant zu kassiren, und mit fünfjähriger Festungsstrafe, die übrigen Offiziere aber mit verhältnißmäßigem Festungs-

arrest zu bestrafen seien, welche Urtheile auch sämmtlich vollzogen wurden. Das Innere der ehemaligen Festungswerke wurde durch den jetzigen Besitzer mit einem geschmackvoll erbauten Landhaus und schönen Anlagen, so wie mit Rebenpflanzungen, welche sich bis an den Fuß des Berges ziehen, geziert.

Malerisches Rheinland.

Die Zauberin Lore=Lei.

In den Tagen unserer altdeutschen Zeit lebte zu Bacharach eine wunderschöne Jungfrau, Namens Lore-Lei. Alles was man holdseliges von der Frau im Orient oder von den Göttinnen des griechischen Alterthums erzählt, vereinigte sich in ihrer Gestalt und ihrem Antlitze; denn sie besaß den niedlichsten Wuchs und das unwiederstehliche Lächeln der anmuthigen Cythere, die blonden Locken und das himmelblaue, göttlich leuchtende Auge der hohen Pallas, den zierlichen raschen Gang der schönen Jägerin Diana, und die mit blendendem Weiß umgebenen Rosenwangen der reizenden Fee, die sich Oberon selbst zur Gemahlin erkor. Auch ihr ganzes Wesen war lieblich und fein, ihr Herz mild, und ihr Geist verständig und weise. Viele, sehr viele Männer in der ganzen Gegend waren von

ihrem wonnigen Blick entzündet, viele baten flehentlich um ihre Liebe, jedoch umsonst; denn schnell gab sie Jedem zur Antwort, daß er sich keine Hoffnung auf ihren Besitz machen dürfe. Da irrten Manche voll tiefer Schwermuth in den Wäldern und Felsengründen umher, schnitten den Namen der Holden in die Rinde grüner Buchen, oder sangen der Wildniß ein trauriges Lied; Andere stürmten fort, oder suchten Ruhe oder Tod in Schlachten und Fehden. War aber die schöne Maid selbst frei von aller Liebe? Das war sie nicht. Auf einer nahen Felsenburg, die von wilder Höhe auf die Fluthen des Rheines herabsah, hauste ein Rittersmann, kühn, feuervoll und edel an Gestalt. Er liebte die Jungfrau, und ward eben so zärtlich von ihr geliebt. Sie hielten manchmal, wenn das Morgenroth erschien, oder im Mondenglanz ihre trauliche Zusammenkunft an einer einsamen Stelle des Waldes, doch stets in Züchten und Ehren. Auch wußte Niemand darum, und man ahnete es erst, als der Ritter mit einmal aus der Gegend verschwunden war; doch wurden nach wie vor die Männerherzen von ihrem Anblick entflammt, und Manche verfielen sogar in Wahnsinn. Da man in jener Zeit jede außerordentliche Wirkung der göttlichen Natur für Wunder, Zauberei oder Eingebung eines bösen Geistes zu halten geneigt war, so ward auch die arme Lore-Lei solcher Künste beschuldigt, ob-

schon Aufgeklärtere denken mochten, daß ihr magisches Band kein anderes sei, als das, wodurch uns der herrliche Walter Scott erzählt: die reizende und tugendhafte Rebecca den mächtigen Ritter Brian de Bois-Gulibert fesselte. Der Bischof von Köln, der in Rhense Hof hielt, lud sie jetzt vor seinen geistlichen Richterstuhl. Sie erschien furchtlos, und jener ward von ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit und sittsamen Weise eben so gerührt, als der greise Vorsteher des Tempelordens von denen der Jungfrau, die jene Geschichte verherrlicht. „Unglückliches Mädchen! (sprach er mit huldreicher Stimme zu ihr). Ich kann nur Mitleid, aber nicht Haß gegen dich fühlen. Deine Unschuld ist gewiß von irgend einer bösen, dem Satan verfallenen Seele überlistet und zur Zauberei verführt worden. Sage mir, durch wen geschah es?“ — Da vergoß Lore-Lei bittere Thränen und als sie sich wieder etwas erholt, antwortete sie mit edlem Anstande: „Herr Bischof! Mein Wunsch ist der Tod. Ich bin freilich ein unglückliches Mädchen, weil Jedermann verderben muß, der mir in's Auge blickt. Denn zwei Flammen sind meine Augen, und ein Zauberstab ist mein Arm. Darum brechet mir den Stab und übergebt mich dem Feuer! Ich bin des Lebens müde.“ — Nach einer Pause versetzte der Prälat! „Schöne Jungfrau! Wie kann ich dir den Stab brechen, ohne daß mein eige-

nes Herz zerbricht? Darum lasse ich kein Urtheil ergehen, bevor du mir bekannt hast, warum ich selber schon, seitdem du vor mir stehst, in diesen Flammen brenne.“ — „Es ist nicht recht, Herr!“ entgegnete sie sanft und traurig, daß ihr Spott mit einem armen Kinde treibt. Statt dessen flehet zu dem Himmel, daß er sich mein erbarmen wolle! Denn sterben will ich, deßhalb kam ich zu euch her. Ich kann und darf nicht länger leben. Nur ein Einziger ward von mir geliebt und liebte mich wieder. Allein plötzlich ward er lau gegen mich; ihm gefiel nicht mehr das einsame Leben auf seiner Burg, er strebte nach Ruhm und Glanz in fremden Landen, und zog mit seinen Reisigen davon. O, er kehrt niemals wieder, oder vielleicht mit einer Dame von hohem Geschlecht, die ihn seine treue Lore-Lei vergessen läßt. Man nennt mich eine Zauberinn. Sanfte und seelenvolle Augen, Wangen von lieblichem Weiß und Roth, zarte und milde Worte — dies allein ist mein Zauberkreis. O, ich fühle wohl, daß ich selbst darin untergehen muß. Mein Herz möchte vor Gram zerreißen, wenn ich mein Bild in einer Quelle des Thales erschaue und das gewahre, was Andern durch mich Verderben bringt. Laßt also das Gericht über die Trostlose ergehen, und mich dann sterben als eine Christin! Denn Alles soll mir in Nacht verschwinden, da er nicht mehr bei mir ist.“ —

Der Bischof sann ein wenig nach, dann ließ er drei Ritter nach seinem Schlosse bescheiden, und bald traten sie im Waffenschmucke herein. „Geleitet, sagte er, diese Jungfrau nach dem Kloster, das ihrer Heimath nahe im Thale jenseits des Rheines liegt. Gehe hin, gute Lore! Ich befehle Gott deinen zerstörten Sinn. Dort sollst du mit einem schwarzen und weißen Gewande bekleidet und in die Zahl der Nonnen aufgenommen sein. Dort in klösterlicher Stille und Andacht wirst du Trost und Ruhe finden, und bereitest dich auf Erden schon zu der Todesfahrt.“ — Stumm und traurig folgte Lore-Lei den Rittern, sie bestieg im Hof einen Zelter, und jene geleiteten sie zu Roß am Ufer des Rheines hin, und fuhren oberhalb St. Goar mit ihr über den Strom. Als sie an den hohen Felsen gelangt, der schaurig in die Fluth sich spiegelt, und wo das Echo siebenfach aus den Klüften des Thales zurückschallt, da wandte sich die Jungfrau bittend zu den Männern und sprach: „Erfüllt mir, edle Ritter, einen Wunsch! Ich möchte diese Höhen ersteigen, damit ich noch einmal das Schloß meines Geliebten, das dort am jenseitigen Ufer steht, und noch einmal fernhin die grünen Wogen des Rheines betrachten kann. Ist dies geschehen, dann zieh' ich gern nach dem Kloster und will eine Braut des Himmels werden.“ — „Eure Bitte sei gewährt, schöne Maid!“ sagten die Ritter und hoben sie

von dem leichten Roß. Die Jungfrau erklomm jetzt mit unglaublicher Schnelle die Felsenspitzen und stand bald oben auf dem Gipfel des Berges. Düster schaute sie von dort herab auf den Strom, der wie in dumpfen Klagetönen dahin rauschte, und dann mit einem tiefen Seufzer nach dem waldigen Hügel entragenden Burg.

Da segelte von fern ein prächtiges Schiff heran; es war grün und goldgeschnäbelt, und die Flagge, grün und golden, wehte stolz im östlichen Winde. Lore-Lei blickte nach dem Fahrzeug und rief: „Was seh' ich? die Farben, die sein Banner schmückten. Ach! sie rufen mir noch einmal die Erinnerung holder Tage zurück; aber um so tiefer ist auch mein Leid!" sie barg weinend ihr Gesicht in den Schleier. Endlich erhob sie wieder das Auge, nahe war das Schiff; laut scholl der Matrosen freudiger Gesang, und ein Ritter, schön gewappnet, stand auf dem Verdeck. „Er ist es, mein Geliebter! Er kehrt aus fernem Land; kein Weib steht neben ihm. O, er ist noch mein! ich fühle mich so wohl, so leicht und munter! Es reißt mich wie auf Flügeln der Morgenröthe zu ihm hin!" So rief sie in wonniger Begeisterung, bog weit sich vor, glitt aus und stürzte von der jähen Felsenwand herab in die Fluthen des Rheines.

Carl Geib.

Lore = Lei.

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden, so schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?" —

„Herr Bischof, laßt mich sterben, ich bin des Lebens müd;
Weil Jeder muß verderben, der mir ins Auge sieht."

„Meine Augen sind zwei Flammen! Mein Arm ein Zauberstab:
O legt mich in die Flammen! O brechet mir den Stab!" —

„Ich kann dich nicht verdammen, bis du mir erst bekennt.
Warum in diesen Flammen mein eigen Herz schon brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lorelei.
Ich müßte denn zerbrechen mein eigen Herz entzwei." —

„Herr Bischof, mit mir Armen treibt nicht so bösen
Spott,
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott.

„Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod sollt ihr mir geben, drum kam ich zu
euch her.

„Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir
gewandt,
Ist fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land.

„Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth
und weiß,
Die Worte still und milde, das ist mein Zauberkreis.

„Ich selbst muß drin verderben, das Herz thut mir
so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben, wenn ich mein
Bildniß seh.

„Drum laßt mein Recht mich finden, mich sterben
wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden, weil er nicht bei
mir ist." —

Drei Ritter läßt er holen: „Bringt sie ins Kloster
hin! —
Geh Lore! Gott befohlen, sei dein bethörter Sinn.

„Du sollst ein Nönnchen werden, ein Nönnchen
schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreis'." —

Zum Kloster sie nun ritten die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten die schöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen nach meines Liebsten
Schloß.

„Ich will noch einmal sehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen und Gottes Jungfrau sein.“

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet ein Schifflein auf
dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein.

„Mein Herz wird mir so munter, es muß mein
Liebster sein!“
Da lehnt sie sich hinunter und stürzet in den Rhein.

Klemens Brentano.

Die Jungfrau vom Lurlei.

Unterhalb Caub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom sich in mancher Krümmung durch die steilen Berge windet, und schauerliche Wildnisse mit freundlichen Obstgärten und Weinhöhen malerisch wechseln, glaubt man

sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abendtheuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenschloß bildet, der sich in seltsamen Formen und Geklüften emporthürmt. Es heißt der Lurleifels. Wir geben hier das Bekannteste jener Volksmährchen.

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der stille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelsen herab eine Stimme, süß wie Flötenthon, schallen, und manchmal ward auf dem steilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichsten Gestalt erblickt, die aber, sobald jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entschwand und wehmüthige Sehnsucht in seinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Loos, denn auf seinem Kahne den Strom hinablenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Gesange, stieß an verborgene Klippen und sank in's feuchte Grab. Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fischer mit seiner jungen Gattin — ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieses einmal im letzten Schein der Abendröthe noch hier sein Tagewerk trieb, erschien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in scheuer Ehrfurcht traten beide zurück, doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den

Wink derselben folgten sie zu einer Stelle des Rheins. „Fischet hier!“ so sprach die Jungfrau, damit verschwand sie in das Gebirg. Und sie warfen ihr Netz aus, und thaten den reichsten Fang.

Bald nun verbreitete sich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wundersame Kunde, wie jenes Fischerpaar das göttliche schöne Frauenbild gesehen. Damals herrschte ein Pfalzgraf Namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn; ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern sein freudiges und glänzendes Hoflager in dieser Gegend, wo er schon in der Morgenröthe Schimmer mit rüstigen Jägern, bei Hörnerklang und Meutegebell, das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen stattlichen Hirsch sein sicherer Bogen traf. Als aber nur zu ihm die Sage erscholl, wie man dort am Strande das Felsenkind in so wunderschöner Gestalt erblickt, da schuf er sich von diesem Wesen ein so reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, sein Herz mit Lust und Gram bewegte; denn wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn sie, mit den Rosen ihres Zauberreiches geschmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günstling Wonne und Glück verheißt, so stand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmuth fuhr er auf, wenn der

heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Hofes und der Jagd, und suchte nur einsame Stellen des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen Alle mit ihm zu Roß; und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Wesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn, und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldnen Sterne. Mit einmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr! Seht ihr dort die Zauberin? — Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!“ — Der Jüngling schaute empor, und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewand am Felsabhange sitzen, und jetzt tönte ihr himmlischer Gesang. Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken. „O edler Herr, riefen jene wieder, wie schön ist diese Wellenfee! Welch' bezauberndes Antlitz! Welch' langes, goldnes Haar! — Doch fahrt, o, fahrt ja nicht hin!“ — Aber wie ein westlicher Sturm die krause Wolke dahin jagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu jenem! Nur schnell und ohne Säumen!“ — Sie folgten seinem Befehl, obschon mit bangem Grauen,

und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau, und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück, und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der dem Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen, Sohn ergriff? Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf! hascht mir die Unholdin und bringt sie, lebendig oder todt, in meine Gewalt!" — „Hochedler Herr, sprach der Hauptmann dieser Schaar, euer Wort in Ehren. Doch halte ich für's Beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Fluth, sonst kommt der Teufel selbst, und lös't ihr wieder die Ketten und Bande." — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!" versetzte der Pfalzgraf — und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und halb kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirg, und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben zu Roß den Lurleifels von jeglicher Seite.

Mit drei sehr wackern Kämpen erstieg der Hauptmann die Höhen; da erschien auf der obersten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken weh'ten im Zephyrwind, und in der lilienweißen Hand hielt sie eine Schnur von Bernsteiu. „Ihr Männer von jener Flur des Rheins! So rief sie mit melodischer Stimme den Abgesandten zu, wen sucht ihr an dieser steilen Felsenwand!" — „Niemand als dich, verwünschte Zauberin! gab der Führer zur Antwort, du bist unsere Gefangene, und darum sollst du auch sogleich den Sprung in's Wasser thun." — Lachend erwiederte jene: „Wohlan! das Wasser hole mich!" Und leichten Ganges wundelte sie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernsteinschnur in den Rhein, und sang mit schauerlichen Tönen:

Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, deinem Kind
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!

Da, plötzlich war der Himmel rings umdüstert, ein gewaltiger Sturmwind braus'te mit Regengüssen heran, hoch schäumte die Brandung am jähen Gestade, und — zwei Wellen fast an Gestalt zwei weißen Rossen gleich, erhoben sich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelsen empor, und trugen schnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab, da legte sich des Orkan's Wuth, die Wolken

zogen davon, und neu bestrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reisige Schaar, daß jene zu den weiblichen Wassergeistern gehörte, die man Undinen nennt, welche krystallene Grotten im Schooße der Fluth, auch schön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen, und den Guten oft hülfreich, dem Tückischen oder Mißtrauischen oft feindlich sind. Als sie nun mit dieser Kunde zu ihrem Herrn zurück eilten, da trat auch zugleich mit ihnen — o, welch' ein Glück für das Vaterherz! — der todtgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte ein Wellenspiel aus dem Strom emporgehoben und ihn dann sanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ seitdem die Jungfrau hier sich sehen. Doch rief sie, wenn Schiffe vorüber gingen, aus der Felsenkluft mit neckendem Schall die Stimme der Segler nach.

Karl Geib.

Die sieben Schwestern.

Die sieben Schwestern! habt Acht! habt Acht!
Wir könnten scheitern, da würdens acht.

Sie trieben immer mit Liebe Spott,
Die Felsenherzen; das rächte Gott.

Dort über Wesel, wo Schönberg ragt,
Da haben sie manchen Verliebten geplagt.

Erst angezogen, verlacht hernach
Und heimgesendet mit Hohn und Schmach.

Hier sind sie versunken dafür im Rhein,
In Fels verwandelt und harten Stein.

Und wenn ein Schifflein vorüber fährt,
Das sei mit Spröden nur nicht beschwert.

Die niemals liebte, sie muß herbei,
Daß bei den sieben die achte sei.

Ist eine Spröde hier auf dem Schiff
So wirds zerschellen am Felsenriff.

„Wir dreie hätten nicht Schuld daran,
Denn wir sind Frauen und lieben den Mann.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„So bin ich eine verlobte Braut,
Die nie verlangend nach andern schaut.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Ich bin noch ledig, doch will ich gestehn,
Daß ich den und jenen nicht ungern gesehn.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Mir alten Jungfer spricht Niemand Trost,
Doch dieses Hündchen mir freundlich kost.“

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

Zwölfjährige.

„Daß ihr nicht jämmerlich ertrinken müßt,
Hab ich heimlich des Nachbars Gottfriedchen geküßt.

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

K. S.

St. Theonest.

Ihr Männer Kaubs, warum vergeßt
Ihr eures Heilgen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel,
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Kaub erst einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,

So wiegen ihn die blauen Fluten
Und wecken neue Lebensgluten.
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüßt mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald!
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: o käm er doch!
Gefiel' es ihm bei uns zu hausen!
Erseufzen Lorch und Trechtingshausen,
Erwählt' er unser warmes Thal,
Ruft Bacharach und Steg zumal.

Ihr Alle haltet ihn nicht fest,
In Kaub erst landet Theonest:
Er pflanzte mit dem Christenglauben,
In Kaub die ersten süßen Trauben.
In seiner Kufe preßt' er sie:
Ihr Kauber, das vergeßt ihm nie.

Wann feiern wir St. Theonest?
In den October fällt sein Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.

Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket des, der ihn gepflanzt.

K. S.

Pfalzgrafenstein.

Ueber die Grundbestimmung dieser Pfalz im Rheine giebt es verschiedene Vermuthungen, von denen die prosaischste das Ganze für einen Wartthurm erklärt, welcher Kaub gegenüber angelegt wurde, um die Schiffe, welche hier den Rheinzoll entrichten müssen, beobachten zu können. Die poetischere Sage dagegen erzählt von einer Liebe des tapfern Herzogs Heinrich von Braunschweig zur schönen Agnese; der Tochter Pfalzgrafs Konrad von Staufen; welche jener Absichten zuwider war, weil Kaiser Heinrich VI. sich bei ihm um die Hand der Jungfrau für einen seiner nächsten Verwandten bewarb. Um die Tochter vor jedem Versuche des feurigen und mächtigen Braunschweigers zu hüten, ließ Konrad die Pfalz im Rheine erbauen, und schloß Agnesen bis zu völlig entschiedener Sache ein. Die Mutter aber nahm sich der Liebenden an, und ließ dem jungen Herzoge, wenn er zur Nachtzeit im Fischerkahne zur schönen Rheinundine heranschwamm, das Fallgatter der Wasserburg öff-

nen, damit das Pärchen vertraulich zusammen kosen könne. Dieses geschah denn auch nach der Ordnung der Natur, und Agnese fühlte bald ein süßes Pfand der stillen Liebe im Schooße erblühen. Jetzt entdeckte die Pfalzgräfin ihrem Gatten das Geheimniß, und dieser eilte, außer sich, nach Speyer zum Kaiser, und bat um Schonung und Verzeihung. Heinrich aber, der, weil Konrad keine männlichen Nachkommen hatte, die schöne Pfalz beim Rhein schon seinem Hause anvermählt sah, zürnte gewaltig auf, und verweigerte ihm die Anerkennung seiner Erben zu Pfalzgrafen, so lange, bis er ihm ein förmliches Dokument über die Trauung sowohl, wie über die erfolgte Geburt eines Enkels würde vorgelegt haben. Die schlaue Pfalzgräfin wußte auch hierin Rath zu schaffen, und der tapfere Braunschweiger brachte so eines der schönsten deutschen Länder zu seinem sächsischen Erbe, und wurde zugleich Pfalzgraf bei Rhein. Konrad aber gab, um für die Zukunft der Zeugen bei solchen Vorfällen sicher zu sein, ein Hausgesetz, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette hier über den Fluthen des Rheins aufschlagen und auf dem Pfalzgrafenstein coram testibus, die neugeborenen Erbrechte ihres Stammes darlegen sollten. Dieses einzige Kämmerlein, welches nur eben für das Wochenbett und den Geburtsprozeß selbst Raum hat, weiset man noch jetzt vor, wenn man zur

einsamen Pfalz hinüberschiffen und auf schmaler Treppe durch die Fallthüre eingehen will.

Malerisches Rheinland.

Pfalzgrafenstein.

„Das Kämmerlein ist eng und klein,"
Sprach Otto der Erlauchte
Zu Agnes, die in solcher Pein
Viel guten Trostes brauchte:
„Dich und die Amme faßt es kaum,
Die Sonne schielt nur in den Raum,
Und unten spritzt die Welle Schaum;
Doch denk an deine Mutter.

„Ihr diente Heinrich, Braunschweigs Sohn,
Den man den Welfen nannte,
Als zwischen Welf und Staufe schon
Die Fehd im Reich entbrannte.
Der Pfalzgraf Konrad gar vernahm,
Daß Heinrich oft nach Stahleck kam
Zu Agnes, denn so war der Nam
Auch, Agnes, deiner Mutter.

„Der sich wohl listig nur erpicht
Wie er die Pfalz erwerbe,
Dem Staufenfeinde gönnt' er nicht
Die Tochter und das Erbe.

Schön Agnes ist ein einzig Kind,
Man weiß, wie die zu hüten sind:
Da baut' er dieses Schloß geschwind
    Zu hüten deine Mutter.

„Er baut' es mitten in die Flut
Mit Thürmen und mit Zinnen;
Da hielt er sie in strenger Hut
Vor aller Welfen Minnen.
Doch auf den Wäßern Nächte lang,
Da seufzt' und fleht' es wie Gesang:
Deine Mutter hörte gern den Klang
    Und deiner Mutter Mutter.

Die Alte sprach: „Ich weiß was frommt,
Laß ihn ein Weilchen schmachten,
Doch wenn er mit dem Pfaffen kommt,
Ist Welf nicht zu verachten.
Mich dünkt doch besser Freund als Feind,
Die Sonne Deutschlands heller scheint,
Wo Welf und Staufe sich vereint."
    Dem folgte deine Mutter.

„Man ließ ihn mit dem Pfaffen ein,
Der gab sie bald zusammen,
Mit vollen Wogen ging der Rhein,
Doch kühlt er nicht die Flammen.
Da ward die enge Kammer weit,
Die Sonne strahlte Seligkeit,
Der Welfen und der Staufen Streit
    Versöhnte deine Mutter.

„Der Pfalzgraf und der Kaiser zwar
Ergrimmten erst, die Staufen,
Doch weil es nicht zu ändern war,
So ließen sie es laufen.
Der Kaiser sprach: „Sam mir der Bart!
Das giebt Pfalzgrafen sondrer Art:
Drum hütet fleißig und verwahrt
Auf jener Pfalz die Mütter."

„Von solchen Eltern stammtest du,
Kein Pfalzgraf ward geboren,
Nun bringst du mir die Pfalzen zu,
Den du dir frei erkoren.
Und liebst du recht den Wittelsbach,
So schwindet bald dein Weh und Ach,
Und Raum genug hat dies Gemach
Für eine frohe Mutter.

K. S.

Die Teufelsleiter.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, sieht man noch die wenigen Ueberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein und bat um Herberge. Der

Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. „Das will ich Dir gedenken", brummte das Männlein in seinen grauen Bart und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter; als aber des andern Tages zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgends zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte: er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige kleine graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behende hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und gesegnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen und leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als strecke sie ihre Hände nach ihm aus. — Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbeizuholen und einen Weg in den

Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; aber die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herabflog, der Alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch!"

Herr Sibo wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate vergingen, und des armen Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe; denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen. Die Grauen ließen es dem Mägdlein auch wirklich an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Kristallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbände von Korallen und anderm Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mährchen aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und raunte ihr

oft ins Ohr: „Getrost Goldkind, ich sammle dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter erhält.“

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wiederzusehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Kriegsmann, aus dem Ungarlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben. Sibo drückte ihm die Hand und sagte: „Ich bin reich, und habe nur dieses einzige Kind. Wirst du mir sie wiederbringen, so magst du sie als Gattin heimführen.“

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen; aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete: „Nicht wahr, Herr Ritter, ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da

drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegetochter, und wenn ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft ihr sie nur abholen.“ — „Ein Mann, ein Wort!“ entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. — „Ich bin gegen euch nur ein Zwerg, erwiederte dieser, aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen.“ Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend ins Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann halblaut vor sich hin: „Ja wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!“

„'s geht wohl auch ohne Flügel,“ sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihn freundlich auf die Schultern klopfte. — „Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun seit vier Jahren dafür, und das Mädchen hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm und mitleidig, und versagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe sie

liebgewonnen wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat euch sein Wort gegeben, und unser Wort brechen wir nie. Nehmet dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wisperthal. Dort findet ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich euch schicke. Bittet ihn, euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich und so mögt ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht, und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein mit einem Grubenlicht in der Hand aus der Tiefe kam und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, der Alte hieß ihn gutes Muthes sein und er möchte sich mit Tagesanbruch an dem Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreimal, und im Nu wimmelte das

Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geränsch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigten Kräutern, lag sie hingegossen in süßem Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr, und sein Auge sog sich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher sich einsogen in die Kelche der Blumen. Aber als sie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen sich vor ihm aufthat, da versank er im überströmenden Gefühl; er ließ sich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und sagte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zurückzubringen. — Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf und sagte: — „Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgesponnen. Aber Wort ist Wort und bleibt Wort. Nimm sie, die du suchst, und sei gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzuwohlfeil sollst du die schöne Jungfrau auch nicht haben; darum gehst du den Weg zurück, welchen du gekommen bist; unserer Pflegetochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.“ — Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen; Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteinertem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: „Nimm, mein Kind, das ist der Mahlschatz, den ich für dich gesammelt.“ — Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, je-

den Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich, und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

Der Ritter von Lorch.

„Hinauf trotz Furcht und Zagen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen,
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldnem Kamm,
Und ewig mit Brot der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß, hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.

Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen
Oder stürzen in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldnes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlts wie Himmelsglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater ruft bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen
Dem Kühnen gehört die Welt."

A. v. Stolterfoth.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehreren Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustwandelten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale spitz zulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes: „Bst!“ zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und

kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thür und öffnete sie. — Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. — "Seid uns willkommen!" riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt den drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: „Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien? Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem Jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben." — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie

denken oder sagen sollten. — „Nun, so nehme sich ein Jeder die Seinige" — rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: „Ich will's euch bequemer machen." Er führte jetzt einem Jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen ums Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen — sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr." — Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schooßthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen."

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag uns Dein Räthsel!“ — rief einer der Gesellen. —

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter und sagte:

Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du sieh'st im Spiegel nicht? —

„Rabe, Rabe, sing' Dein Liedlein!“ — rief der Zweite. — Der Rabe sang, mit etwas heiserm Ton:

Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehrten die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland
Und schwören, bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herabflatterte,

und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

„Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter,“ rief jetzt der Dritte.

Die Elster warf sich in die Brust und erzählte: „Meine Großmutter war eine Elster und legte Eier, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch.“

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier, krähten sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu schnattern und zu

klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein, und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. — Kurz es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie miteinander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Schaam und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber an allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte: „Bst, Bst!“ herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen

der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber ging: „Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?“

„Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, — antwortete der Bauer, so deut ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie Mancher wohl schon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen werden.“

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein „Bst!“ zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Aloys Schreiber.

Pfalzgraf Hermann von Stahleck.

Pfalzgraf Hermann zieht vor seiner Schaar
Stumm und düster, ein gelähmter Aar,
Und ihm folgen traurig die Vasallen
Wieder heim in Stahleck's stolze Hallen,

Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Tief verwundet ward sein kühnes Herz,
Aber nicht von heißem Liebesschmerz,
Längst vergessen ruht nach mancher Klage
Die Geliebte seiner Jugendtage.
Was ihm nun den innern Frieden nahm
Ist ein andrer nie gefühlter Gram.

Kaiser Friedrich, weise, groß und kühn,
Häufte Schmach auf Arnold und auf ihn,
Denn sie brachen wild des Landes Frieden,
Und zum Reichstag waren sie beschieden,
Dort erklang des edlen Kaisers Spruch:
„Traget Hunde für den Friedensbruch.“

Und der hohe Pfalzgraf beugt das Haupt,
Wie die Eiche, die der Sturm entlaubt,
Und dann folgen traurig die Vasallen
Wieder ihm nach Stahlecks stolzen Hallen,
Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Und er stützt sich matt aufs treue Schwert,
Einst in jedem Kampf so gut und werth,
Blickt hinab in's Thal mit tiefem Trauern,
Ueber Stahlecks hochgethürmte Mauern:
Aus der Tiefe rauschet leis' der Rhein,
Und die Berge grüßet Abendschein.

Lange steht er stumm und starrt hinab,
Wie in eines Freundes offenes Grab —
Aber endlich aus dem wunden Herzen
Brechen wild die lang verhehlten Schmerzen,
Und mit alter schnellentflammter Glut
Schleudert er das Schwert hinab zur Flut.

Und er ruft die Mannen allzumal
Und die treuen Diener in den Saal.
Als sie still und staunend ihn umringen,
Läßt er seine reichen Schätze bringen,
Gold und Silber, Waffen und Gewand,
Und er theilet sie mit güt'ger Hand.

„Lebet wohl!" so ruft er endlich aus:
„Ewig laß ich nun mein Vaterhaus
Und verborgen hinter Klostermauern,
Will ich ob verlorner Ehre trauern."
Eilig legt er seine Rüstung ab,
Und ergreift den dürren Pilgerstab.

Alle weinen, Alle klagen laut,
Die so kühn und stolz ihn geschaut,
Und sie sinken flehend vor ihm nieder:
Aber schweigend steigt der Graf hernieder,
Denn beschlossen ist sein Heldenlauf,
Und ein stilles Kloster nimmt ihn auf.

Adelh. v. Stolterfoth.

Gilgen Lorch vom Rheinberge.

Mit dem heil'gen Kreuz geschmücket,
Zog ins Land der Sarazenen
Gilgen Lorch, ein deutscher Ritter,
Von des Rheinbergs altem Schlosse,
Wo auf steilem Felsengipfel
Seiner harrte Frau Gertrudis.
Länger nicht im fremden Lande
Bleibt er fern von seiner Holden,
Kehret heim auf schnellem Schiffe,
Sieht, wie Rheinbergs Fels und Zinnen
Stattlich ihm entgegen blicken.
Aber fremde Zeichen tragen
Reisige, die Damm und Mauer
An des Berges Fuß bereiten;
Und erstaunt befragt er diese.
Heinz der wilde, ist die Antwort,
Haust dort oben, Gilgen Lorch kann
Sein Ehweib wieder holen,
Wenn er dieses Berges Gipfel
Hat erreicht im schnellsten Rennen.

Ha, wie warf er da die Augen
Glühend um und um im Kopfe!
Ha, wie zischten aus der Scheide
Da des Schwertes Flammenblitze!
Doch der Unhold auf dem Felsen
Lachte deß mit lautem Hohne,

Und des Ritters Augen glühen
Wandte sich zu düsterm Starren,
Und des Schwertes Flammenspitze
In der Mitternächte Grausen
Zog im Sande Zauberkreise.
Sieh! und plötzlich seinem Rufen
Trat hervor aus Schutt und Moder
Nah an eines Sumpfes Gähren
Ein gebeugtes altes Männlein,
Graus gestaltet, zum Entsetzen.
Aber Lorch, voll Wuth und Liebe,
Schaute nicht die Teufelsfratze,
Ruft: Auf, auf, du alter Unhold,
Schaff im schnellsten Flug zur Stelle
Einen Gaul, der Teufelseile
Mir zum Felsenritt, besitzet!
Laut auf wieherte das Männlein,
Hob den Nacken hoch gewaltig,
Und die zottigen, schwarzen Haare
Flatterten von Haupt und Schulter
Schnell zur Mähne umgestaltet,
Und es ballten sich die Krallen
Fest zum Hufe, der die Felsen
Schlug, daß Funken aufwärts zischten.
Da mit Grauen und mit Wüthen
Schwang der Ritter sich behende
Auf des Teufelrosses Nacken:
„Gute Fahrt!" rief eine Stimme
Kreischend aus des Rheines Tiefen,
Schickte nach ein wild Gelächter.

Und der Rappen und der Ritter
Sausten von des Berges Fuße
Schnell hinan zum steilen Gipfel.
Hinz der Wilde stand vom Donner
Angerühret, und des Feindes
Schwerthieb schlug ihn gar in Stücke.
Da voll Schrecken Frau Gertrudis
Eilt herbei, und sieht den Theuren,
Sinket nieder, ruft in Ohnmacht:
Nicht mit Menschenkraft erlanget
Hast du deines Lebens Freuden!
Bist dem Bösen heimgefallen!
Jesus Christus sei dir gnädig!
Rufts und sinkt entseelet nieder.
Ach, als Gilgen sieht die Schöne
Niedersinken und erbleichen
Und zu Tode gar erstarren.
Arger Teufel, ruft er zürnend,
Höllisch hast du mich betrogen.
Sätt'ge deine wilde Rache!
Stößt das Schwert sich in den Busen,
Und die schwarze Seel' entführet
Kreisend durch die Luft der Böse,
Schlägt mit wildgewalt'gem Hufschlag
An des Thurmes hohe Zinne
Und das Schloß versinkt in Trümmer.

W. Smets.

Des Rheinbergers Grab.

Kommt eine junge Maid gegangen,
Mit Muschelhut und Pilgerstab,
Ihr Blick ist trüb und bleich die Wangen,
Sie suchet ihres Liebsten Grab.

Er gab ihr einst in schönern Tagen
Der Treue Schwur und hielt ihn nicht.
Lebt er beglückt — sie hätt's ertragen,
Doch seinen Tod erträgt sie nicht.

Und wo des Rheinbergs Thürme schauen
Hoch übers wilde Wisperthal
Da zeigt ein Landmann ihr voll Grauen,
Wo ihn getroffen Feindesstahl.

Da ruht er in dem lockern Grunde,
Des Landes Furcht, der wilde Graf.
In seiner Brust die Todeswunde
So schläft er nun den längsten Schlaf.

Er ist im kühnen Kampf gefallen
Mit Bischof Werners Uebermuth.
Verödet nun sind Rheinbergs Hallen
Verheert sein Land, geraubt sein Gut.

Es blieb kein Freund ihm, kein Getreuer
Die Bundesgenossen fielen ab;

Doch — einem Herzen ist er theuer,
Rauscht gleich der Bannfluch um sein Grab.

Gebete tönten nicht und Lieder,
Weihwasser netzt die Stelle nicht. —
Doch heil'ge Thränen fallen nieder,
Verdunkelnd ihrer Augen Licht.

Und mit dem schwachen Pilgerstabe
Gräbt sie ein Eichenbäumchen aus,
Pflanzt es zu Häupten an dem Grabe
Und wandert fort in's Gotteshaus.

Doch wenn in stillen Klosterhallen,
Sie ausgeträumt den Lebenstraum,
Wenn längst des Ritters Grab zerfallen,
Dann rauscht noch stolz und schön der Baum.

A. v. Stolterfoth.

Burg Rheinstein.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte diese Burg Sifrid von Rheinstein, ein eben so reicher und mächtiger als seiner Räubereien und Uebelthaten wegen berüchtigter Ritter.

Einst als von einem seiner Streifzüge er mit schwerer Beute heimkehrte, brachte er ein Weib von ausgezeichneter Schönheit mit, das

er aus Frankenland entführet hatte. Aber wie er als Sieger über die Erbeutete triumphirte, fühlte er bald auch von der Sanftmuth der schönen Frau sich besiegt.

Der edlen Jutta Ankunft auf Rheinstein bewirkte in des Ritters Wesen eine überraschende Aenderung. Von nun an keine Gewaltthätigkeiten, keine Räubereien mehr; ruhig zog der Kaufmann vor dem sonst so gefürchteten Schlosse vorbei und furchtlos steuerte der Schiffer an den Mauern der Veste vorüber — Jutta's schmeichelnde Stimme hatte den Ritter beredet, der früheren Lebensweise gänzlich zu entsagen; so viel vermag die Liebe!

Vordem der geräuschvolle Aufenthaltsort frecher Wegelagerer, ward Rheinstein jetzt die trauliche Behausung des Friedens und harmlosen Genusses. Die wilden Gäste verließen es nach und nach, und die rauhen Kriegsgesellen, lüstern nach Beute und Willkühr, suchten anderwärts Dienst; im Dienste Sifrid's war kein Raubgewinn mehr zu erndten, seit auf seiner Burg das Glück stiller Häuslichkeit herrschte. So hatte es Jutta gewollt, und Sifrid ehrte sie hoch, wie Schönheit und Tugend man ehrt.

Aber dies stille Glück sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Nach einem Jahre ihres häuslichen Waltens starb Jutta bei der Geburt eines Töchterlein, das sie dem Gatten hinterließ. Der Verlust des geliebten Weibes versetzte den

Ritter in eine tiefe Schwermuth, die nach und nach zu einer düsteren Menschenscheu ward. Nur der Trost, in dem Kinde ein theueres Andenken zu haben, und die Sorge um dies kostbare Unterpfand fesselten ihn noch am Leben, und der Pflege und Erziehung der Tochter widmete er seine Tage.

Gerda, so hieß das Mädchen, entwickelte bald jene herrlichen Eigenschaften, die das Erbtheil der edelen Mutter; wie eine zarte Blume allmälig zur Pracht sich entfaltet, wuchs sie auf zu Anmuth und Liebreiz unter der schirmenden Sorgfalt des Vaters.

Indeß, wie zurückgezogen auch bisher Sifrid lebte, so konnte er doch ermüdeten Wanderern oder frommen Pilgern, die am Fuße des Berges anhielten, gastliche Aufnahme nicht versagen, und so ward denn gar bald der Schatz, welchen Rheinstein barg, entdeckt und verbreitete sich der Ruf von Gerda's Schönheit weit im ganzen Gaue und im Lande umher. Nicht lange sodann währte es, als auch schon eine Menge Ritter, hohen sowohl wie niederern Adels, auf Sifrid's Burg sich einfanden, alle in dem Wunsche, eine Ehe zu schließen, welche doppelten Gewinn verhieß, nebst den Reizen der herrlichen Jungfrau die großen Reichthümer des Vaters. Um sich endlich der Freier, die mit jedem Tage sich mehrten, mit einem Male zu erwehren, beschied der alte Herr von Rheinstein

sie alle nach Mainz, zu einem Turniere, welchem daselbst er mit Gerda beiwohnen wolle; die Hand der schönen Erbin solle der Preis des tapfersten Kämpfers sein.

Nicht leicht zählte ein Turnier mehr Theilnehmer als dieses, und der Ritter prangend Gefolge und glänzender Waffenschmuck vermehrte die Pracht des Festes; aber die schönste Zierde dabei däuchte Allen sie selber, Gerda, die zu gewinnen, so viele Edle in die Schranken jetzt traten, während von hohem Balkone sie mit ihrem Vater dem Kampfspiele zusah.

Unter den anwesenden Rittern zeichneten vor Allen sich zwei aus, Kurt von Ehrenfels, Besitzer der Burg gleichen Namens, und Kuno von Reichenstein, das, dem Schlosse Rheinstein benachbart, damals wohl mit diesem noch nicht zusammen gehörte. Beide Ritter führten einen rühmlichst bekannten Degen, und hatte Kuno, jünger als sein Gegner, die Vorzüge einer feineren Bildung und eines edleren Gemühes, so überbot ihn der rauhe Kurt, der den Beinamen der Böse trug, an Reichthum und an ausgebreiteten Besitzthümern. Sifrid wünschte daher dem Ehrenfelser den Sieg, Gerda indeß hegte schon längst eine stille Neigung zu dem liebenswürdigen Reichensteiner; aber wie die Laune des Glücks meist wunderlich entscheidet, so entschied es auch diesmal zu Gunsten dessen, welchem die Liebe den Sieg so gerne entwun-

den hätte. Nachdem Kuno alle andere Nebenbuhler vom Kampfplatze entfernt und mehr als einen der Heirathslustigen schon auf den Sand geworfen, mußte er endlich der überlegenen Kraft des von Ehrenfels weichen, und freudig begrüßte Sifrid nun Kurt den Bösen als seinen zukünftigen Eidam.

Und es kam sodann der zur Vermählung bestimmte Tag, ohne daß Gerda's Bitten und Thränen den Entschluß des Vaters wanken zu machen vermogten. Mit bleichen Wangen und vom Weinen getrübten Augen schien sie, im reichen Gewande und glänzenden Hochzeitsschmucke, nicht eine glückliche Braut, sondern einem Opfer gleich, das man einem feierlichen Tode geweiht. Aber bevor sie zum Opfer des unbeugsamen Willens ihres Vaters würde, bevor an den Altar man sie zwänge, wollte sie erst noch Trost und Hülfe bei der mächtigen Beschützerin leidender Jungfrauen suchen, ihr, der Himmelskönigin sich zu Füßen werfen und in der Kapelle des Schlosses zu ihr beten. Und so eilte sie denn in die Kapelle und warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hin. Ohne Deinen Beistand, o Maria, die Du voll der Gnaden, bin ich auf immer verloren, Schmerz und Gram wird mich tödten! o beschütze mich, schirme Dein Kind vor solchem Elende!" Also flehte sie zu der Heiligen und lange lag vor ihr im Staube sie da, als endlich ungeduldig

Kurt herbeieilte und sie ungestüm zum Hochzeitszuge aufforderte. Aber das inständige Gebet hatte Gerda's Muth wunderbar gestärkt, und mit ruhiger Miene trat sie dem Ritter entgegen, warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo auf der Zinne von Reichenstein Kuno düster und traurig nach der Burg Rheinstein herübersah, und folgte voll Vertrauen auf des Erlösers Mutter dem voraneilenden Ehrenfelser.

Zu den sie erwartenden Gästen des Festes gekommen, bat sie, daß man, um zur Kirche zu reiten, den weißen Zelter ihr sattle, den ihr Kuno von Reichenstein an ihrem achtzehnten Geburtstage geschenkt. Man that, wie sie wünschte, und nun ging der festliche Zug den Berg hinab zur St. Clemenskirche, deren Reste zwischen den beiden alten Behausungen heutigen Tags wieder hergestellt sind.

Kuno von seiner Burg herab sah den Zug, und unentschlossen, ob er an seinem Nebenbuhler sich rächen oder sich auf immer in ein Kloster begraben solle, starrte er, in Kummer versunken, vor sich hin, als plötzlich ein außerordentlicher Anblick ihn aus dem schwermüthigen Sinnen weckte. In dem Augenblicke, da eben der Zug bei der Kirche angelangt war, begann Gerda's Pferd, welches bis jetzt ganz ruhigen Schritt gehalten, heftig sich zu bäumen, und Alles, was sich ihm näherte, über Haufen werfend, riß es wüthend aus. Sogleich jagten die

Reiter ihm nach, es zurückzuführen; aber vergebens: es stürmte dahin, erst dem Rheine zu, in welchen sich zu stürzen, Gerda, auf das Zurufen Kurt's nicht achtend, es noch antrieb, denn der Tod im kühlen Strome wäre ihr erwünscht gewesen; am Ufer des Flusses jedoch wandte das treue Thier um, und schnell wie ein Pfeil flog es nun den steilen Felsen hinauf, auf dessen Gipfel Reichenstein mit seinen gewaltigen Mauern ruhte; kaum, daß Kuno schnell genug die Zugbrücke niederlassen konnte, die Geliebte zu empfangen, welche auf so wunderbare Weise ihm in die Arme geführt wurde.

Dann, nachdem sich beide der lebhaftesten Freude hingegeben, befahl er, daß man sogleich die Thore schließe, die Schießscharten versorge und überhaupt Alles in besten Vertheidigungsstand setze — unnöthige Mühe jedoch! der Himmel hatte schon sein Urtheil ausgesprochen. Wenige Minuten nach Gerda's Ankunft wurde Sifrid, ihr Vater, durch einen Sturz seines Pferdes schwer verwundet, auf einer Bahre an die Thore Reichensteins gebracht; er begehrte freundschaftlichen Einlaß, und segnete, aus freiem Antriebe, eine Verbindung, die zu vollziehen, Gott unverkennbar ihm vorgeschrieben. Das dem Ritter von Ehrenfels gegebene Versprechen aber hatte bereits der Tod gelöst; denn in demselben Kahne, in welchem vor einigen Stunden Kurt frohlockend nach Rheinstein gefahren war,

fuhr man jetzt eine hochzeitlich geschmückte Leiche nach Ehrenfels zurück: in blinder Wuth hinter den Spuren des Zelters, der Gerda entführte, nachjagend, war der Unglückliche an einem Felsen des Ufers mit seinem Rosse gestürzt und hatte den Schädel zerschellt. — Die Ueberlieferung erzählt nicht, ob Sifrid noch lange nach der Vermählung Gerda's lebte und ob blühende Enkel ihm das Greisenalter erheiterten, und eben so wenig, ob seitdem Rheinstein und Reichenstein einen Namen erhalten....

A. d. Franz. n. Savoye v. H. J. Kiefer.

Der Mäusethurm.

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann:
Denn als Hatto, Bischof von Menz,
Das Korn sammelt' in seiner Grenz,
Und arme Leute kamen gelaufen
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt' er die in einer Scheur
Und ließ sie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei huben an,
Lacht der Bischof von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:

„Wie schön können die Kornmäus singen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund an sah er Abenteur,
Die Mäus liefen zu ihm vom Feuer,
So häufig, daß Niemand konnt wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut' er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den Euer Viele haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen.
Aber es war verlor'ne Sach,
Sie schwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Froschmäuseler.

Der Mäusethurm.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen hast du Hatto gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein

Du flohst auf den Rhein in den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speisen, die Lagerstatt,
Sie fraßen die Tisch dir und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Aug. Kopisch.

Die Klemenskirche.

Wenn man durch den schauerlichen Felsenschlund bei Bingen, an Hattos gespenstigem Thurme vorübergeschifft ist, und Aßmannshausen hinter sich hat, macht der Rhein eine starke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinsel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlassene Clemenskirche, und hinter derselben erheben sich Rheinstein und Reichenstein, welche Rudolph der Habsburger als Raubnester brechen ließ. Von

der Stiftung dieser Kirche hat sich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein schönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Reichenstein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewiesen. Da faßte er den Entschluß, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, sie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entstand auf dem Rhein ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und Jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an seiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er sie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres schändlichen Entführers befreien würde. Jetzt sah man plötzlich den Heiligen in seinem bischöflichen Anzuge auf dem Wasser erscheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und sie wandelte mit ihm so sicher über die schäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem festen Lande. Das Schiff aber mit den Menschen, die sich auf demselben befanden, wurden vom Abgrund verschlungen.

Aloys Schreiber.

Aßmannshausen.

Der Burg Rheinstein gegenüber liegt das Dorf Aßmannshausen, berühmt wegen seines trefflichen auf dem Hellenberge wachsenden rothen Weines. Von hier gelangt man auf einem schattigen Bergpfade zu dem Weiler Aulhausen, der meist von Töpfern bewohnt wird, und von wo man tief unten im Thale das ehemalige Kloster Marienhausen, so wie weiterhin das aufgehobene Kapuzinerkloster Noth Gottes, dessen berühmtes Wallfahrtsbild jetzt in der Kirche von Rüdesheim ist, erblickt. Die Legende erzählt von demselben Folgendes: Der Ritter Hans Brömser von Rüdesheim wurde auf einem der Kreuzzüge in Palästina gefangen und von den Sarazenen in Ketten und Banden geschlagen. In dieser traurigen Lage dachte er oft und lange zurück an sein schönes Rheingau, an seine liebe Gattin und Kinder; endlich tröstete er sich mit dem bittern Leiden des Heilandes und that das Gelübde, ein Kirchlein zu bauen, wenn ihn Gott wieder glücklich zu den Seinigen bringen würde. Kaum war dieser Wunsch aus seinem frommen Gemüthe gekommen, so gelang es ihm, seine Ketten zu zerreißen, und ohne von den Wächtern bemerkt zu werden, aus dem Gefängnisse zu entrinnen.

So, gleichsam durch ein Wunder wieder in freie frische Luft gebracht, vergaß der Ritter das Gelübde, dem er seine Freiheit zu verdanken hatte. Auf dem Heimwege dachte er mehr daran, wie ihn die Küsse seiner schönen Frau, der Trank seines Rüdesheimer Weins schmecken, als wie er das versprochene Kirchlein erbauen würde. Darum brachte ihn Gott in neue Gefahr. Als er nämlich bei seiner Rückreise durch einen großen dichten Wald reiten mußte, siehe da regte sich aus einer Höhle ein schrecklicher Drache, und blitzte ihn mit seinen funkelnden Augen an. Der tapfere Ritter, welcher in so vielen Schlachten die wilden Gesichter der Sarazenen nicht gescheut hatte, wollte sich von diesem Unthier nicht schrecken lassen. Er ritt entschlossen durch den Wald fort, aber der Lindwurm legte sich ihm mitten in den Weg, und dehnte gegen ihn den schrecklichen Schlund hervor. Durch den Anblick eines so gräßlichen Thiers geschreckt, fing sein Pferd an zu scheuen; es bäumte sich schwitzend und zitternd zurück. Er gab ihm die Sporen, trieb es vorwärts und schleuderte seine Lanze. Da schoß das getroffene Unthier pfeilschnell auf ihn zu, packte mit seinen Krallen das Pferd, und umwand mit den Ringen seines Schweifs Roß und Reiter. In dieser neuen Gefahr dachte Hans Brömser wieder an das Gelübde, das er im Gefängniß gethan. Er wandte seine Blicke gen Himmel,

und wiederholte Gott sein Versprechen. So durch neues Vertrauen gestärkt, stieß er seinen Kreuzschild in des Drachen aufgesperrten Rachen, zog schnell sein Schwert aus der Scheide, und hieb damit so gewaltig auf das Unthier ein, daß es seine Krallen und Schweifringe zurückzog, und todt zur Erde niederfiel. Zum Andenken dieses neuen Sieges schnitt der Ritter dem Drachen die Stachelzunge aus dem Halse, packte sie zu den Ketten, worin er gefangen lag, hinten auf das Pferd, und kam so glücklich wieder zurück zu den Seinen nach Rüdesheim. Aber auch hier wurde Herr Brömser noch ein Mal treulos. Statt nach so glücklich überstandenen Gefahren Gott zu danken, und das versprochene Kirchlein erbauen zu lassen, lag er in den Armen seiner schönen Frau, tummelte mit seinen Knappen das Streitroß und zog bei einer Flasche Hinterhäuser Wein auf Jagden und Gelagen umher. Er mußte noch einmal an sein Versprechen gemahnt werden. Während er also in Rüdesheim seine Tage in Wohlleben dahin brachte, fuhr einstmals sein Knecht mit dem Ochsen nach dem Walde, um Holz zu laden, und als er so tiefer in das Dickicht kam, hörte er von Ferne ein Stimmlein, welches „Nothgottes" rief. Erstaunt über diesen seltsamen Laut, ging er mit seinem Ochsen dem Stimmlein nach, und als er an eine große Eiche kam, wollte sein Thier nicht

mehr fort, obgleich er es peitschte. Während dieses Aufenthalts blickte er hinauf an den Baum und fand in der Höhle des Stammes ein Bildchen stehen, welches den Herrn Christus am Oelberge vorstellte. Ueberzeugt, daß dieses ein Wunder sei, holte er es mit frommer Ehrfurcht aus dem Baume und brachte es den jungen Ritterknaben mit, auf daß sie es mit kindlicher Andacht in die Hauskapelle stellen möchten. Am folgenden Tage, als der Knecht abermal zum Walde gefahren war, um das noch übrige Holz nach Hause zu bringen, hörte er abermals das Stimmlein „Nothgottes." Erschrocken ob dieses neuen Wunders suchte er den Baum auf, wo er das Bild am vorigen Tage gefunden hatte; sein Ochs blieb abermal stehen, und grub mit seinen Hörnern so lange an der Wurzel, bis das Bildchen aus der Erde zum Vorschein kam. Nun dachte der fromme Knecht, daß dieses eine besondere Bedeutung für seinen Herrn haben möge. Er brachte es wieder nach Hause und erzählte dem Ritter die ganze Geschichte. Da ergriff diesen Reue und das Andenken an sein Gelübde. Er ließ sogleich an dem Ort, wo der Knecht das Bildchen fand, eine Kirche, und auf dem Stamm des Baumes einen Altar errichten, wo sie bis auf unsere Zeiten unter dem Namen „Nothgottes" verehrt wurde. — Die Anzahl der Wall-

fahrer hierher in der Fastenzeit wurde früher auf 16,000 und mehr gerechnet.

Mal. Rheinland.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, der das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha genannt. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber wilden Fürsten Rohland, in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeit lang den unbändigen Krieger, aber bald trieb ihn die wilde Lust wieder zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur mögliche Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Demohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief sie öfters aus: „Ach Gott, wann werde ich einmal von der Tyrannei dieses Unholden befreit werden!“ — Da aber die Unarten des Gatten eher zu-

als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie von ihm unter ihrem Herzen trug, dem himmlischen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert. Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und suchte ihn zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten für die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks hielt, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidnischen Heldenthums ein. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weiblich hielt, und warf sich desto frecher in den Armen seiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden, und wurde endlich in einer Schlacht vom Feinde erschlagen. Nach seinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo sie bisher so viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme, und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt in der Einsamkeit zu leben. Kaum war dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schlosse ritten, um das Herz und die Hand

einer eben so schönen als reichen Witiwe zu erhalten. Bertha verwarf jedoch alle Anträge, so vortheilhaft und einladend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintenan setzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder sein wollte. Wenn er viele solcher Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha, und sagte: „Siehe, Mutter, deine Kinder!“ — Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend: „Mein lieber Sohn, es sind auch deine Brüder.“ Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Breche erst den Hungrigen dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“ So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm

umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen, daß es seinem hohen Stande angemessener sei, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren. Doch diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen, und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen. Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem fürstlichen Glanze seiner Hoheit und richtete sie nach dem Himmel. Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheins ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich schönen Angesicht stehen, und um ihn her sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein, und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluthen hervor. Als Rupert eine Zeit lang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit wei-

ßer und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögelchen umher, in den schönsten Farben erglänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern, und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O, laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen!“ Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden.“ Unter diesen Worten des Alten sah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne liebliche Engelchen mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm kniete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes reines Lämmlein vorführend, womit

sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: "Sehet dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben." Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; aber die Erscheinung verschwand; er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken. Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzähte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sei, sie zu verlassen, und in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch mein liebster Sohn, daß du das einzige Kind bist, das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die Erhaltung unsers edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne dich die Einsamkeit meines

Wittwenstandes ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hingegeben; wie kannst du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe doch bei deiner Mutter und erhalte mir meine einzige Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechts.“ Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der gekränkten Bertha, sie nicht zu verlassen. Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch, daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm, daß es nun Zeit sei, durch Uebung in Waffen und edle Sitten den Preis der Ehre und Minne zu erkämpfen. So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Ansprüche auf eine so hohe

Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses Alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reizen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an, und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab, und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäftigungen untergruben seine ohnedies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, aber seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandten. Bald nach Ruperts und seiner Mutter Bertha Tode 864, kamen die Normänner den Rhein herauf und zerstörten, nebst vielen andern Städten, auch Bingen und die Einsiedeleien beider Hei-

ligen. Die Einwohner, welche bisher ihre Wohnung auf dem linken Naheufer aufgeschlagen hatten, zogen nun auf das rechte, und legten dort die jetzige Stadt an, welche wahrscheinlich der Erzbischof von Mainz, Hatto, nach dem Tode des heiligen Rupert seinem Erzstift einverleibte; wenigstens bestätigen sowohl Urkunden als Sagen, daß er die neuerbaute Stadt mit Mauern umgeben, den Grund zu den Schlössern Klopp und Ehrenfels gelegt, und den Mauththurm, jetzt Mäusethurm genannt, auf der Rheininsel oberhalb des Bingerlochs erbaut habe.

Malerisches Rheinland.

Die goldne Brücke.

Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein,
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber, und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer und trinken in goldnem Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, und deutsche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

St. Nikolaus.

Zu Rüdesheim an Brömsers Burg, da steht ein steinern Haus,
Und drin ein wunderwirkend Bild des heil'gen Nikolaus.

Ein Schiffer kniet davor und fleht: „Laß Gnade mir geschehn,
Mich und mein Schifflein unversehrt durchs Loch zu Bingen gehn.

„Und wenn du, heilger Nikolaus, mich des gewähret hast,
Eine Kerze stift' ich deinem Haus wie meines Schiffes Mast."

Der Heilge nickt Erhörung zu und pfeilschnell fliegt das Schiff
Auf glatten Wellen unversehrt, übers lauernde Felsenriff.

Da sprach der Schiffer und lachte derb; die Gefahr ist nicht so groß,
Ich sehe wohl, mich beißen nicht die Fisch im Wellenschoß.

„Und du, habsüchtger Heilger du, will ewig sein verdammt,
Wenn nur ein Stümpfchen, fingersgroß, vor deinem Bilde flammt."

Das Wort ist gesprochen, da kracht das Schiff, das Wasser schießt herein:
Die Fische beißen den Schiffersmann; noch zeigt man sein Gebein.

Rüdesheim.

Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im Abendstrahl — —
O Rüdesheim, wie schön und mild
Stralt aus der Flut zurück dein Bild!
Manch' halb verklung'ne Sage hallt
Um deine Burgen grau und alt,
Von ihren Thürmen wehn der Flieder,
Die Birke jetzt als Banner nieder;
Doch hört der Schiffer oft bei Nacht,
Auf später Fahrt, eh' Sturm erwacht,
Ein leises Klagelied verhallen,
Und sieht bei'm matten Sternenlicht,
Ein Frauenbild vorüber wallen;
Gisela war's, er zweifelt nicht!
Doch Brömser's herrliches Geschlecht,
Einst kühn und tapfer im Gefecht,
Fromm und gerecht und mild im Haus
Ruht längst in Grabeshallen aus.
Nicht mehr, wie sonst, zieht hoch zu Roß
Der Erzbischof von Mainz herab,
Auf jene Insel — Ludwigs Grab
Des Gaues Huld'gung zu empfahen;
Nicht mehr ertönt, wenn Feinde nahen,
Von Ort zu Ort der Glocken Klang
Und Feldgeschrei und Schlachtgesang;
Nicht sind von Bürgern mehr geschirmt
Des Landes Burgen hochgethürmt,

Nicht beten Mönch und Nonne mehr
Für ihrer Waffen Ruhm und Ehr'.
Nur selten wallet gramerfüllt
Ein Pilger noch zum Gnadenbild,
Das einst auf waldumgrünter Haide
Ein Stier gewühlt aus feuchtem Grund.
Vorüber alles — alles fort,
Zerstäubt, vergessen und vergangen!
Nur noch die Rebenberge dort
Mit Kränzen reich wie sonst behangen,
Und d'rüber hingebreitet blau
Der Frühlingshimmel mild und lau,
Und noch wie sonst der alte Rhein
Umglüht vom Abendpurpurschein.
Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im letzten Strahl. — —

Adelheid v. Stolterfoth.

Die Felsenkirche zu Oberstein.

Ich komm als ein büßender Pilger gegangen,
Vergebung der Sünden, Herr Papst, zu erlangen,
Die Firnen der Alpen, den ewigen Schnee
Schon hab ich geröthet mit blutendem Zeh.

„Laß dein Vergehen uns, Ritter, erfahren,
Die wir die Schlüssel des Himmels bewahren.
Und haben dich Flammen der Reue durchwallt,
Uns wurde zu binden, zu lösen Gewalt."

Wohl muß ich unseliger That mich verklagen:
Ich habe den eigenen Bruder erschlagen.
Von der Väter Schloß auf ragendem Stein
Warf ich hinab sein zerschmetternd Gebein.

„O wehe, wie sprichst du gelassenen Muthes!
Gedenke des himmelanschreienden Blutes.
Kein Opfer versühnte, vertilgte die Spur,
Ihr schaudert, im tiefsten empört, die Natur."

Mich reizte der Bruder auch widernatürlich:
Er wußte zu wohl, wie mir unwillkürlich
Jede Fiber erbebte, das Blut mir gerann,
Wenn eine Katze mich schleichend umspann.

Da steckte der Bruder mir, heiliger Vater,
In den Stiefel den scheußlichen, blinzenden Kater.
Ich fuhr hinein und wie ward ich begrüßt!
Das hat mit dem Leben der Spötter gebüßt.

„Nein lächelt nicht, Säulen des römischen Stuhles,
Beweinet die Seele, die Beute des Pfuhles.
Sie ward nicht vom Feuer der Reue durchloht,
Ihr ist mit dem ewigen Feuer gedroht.

„Du batest um Segen, ich sollte dir fluchen,
Geh hin in die Wüste Zerknirschung zu suchen;
Du findest bei Thieren wohl menschlichern Sinn:
Da wohne, so ist es der Welt ein Gewinn.

„Doch fühlst du im Busen die Folter sich regen,
So haben wir Buße dir aufzuerlegen:
Kehr heim mit gebrochenem, seufzendem Muth
Und gieb an die Armen dein Geld und dein Gut.

„Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da lasse die Schläge des Hammers erschallen,
Erweiche mit Thränen den harten Stein
Und grab eine Kirche dem Felsen ein."

Der strafenden Worte gieng Keines verloren,
Sie waren ihm Dolche sein Herz zu durchbohren.
Er hatte sich selbst wie im Spiegel gesehn,
Ein Scheusal, mußt' er entsetzt sich gestehn.

Nicht braucht' er in Wüsten Zerknirschung zu suchen,
Er möchte sich selber viel härter noch fluchen.
Da wandt er sich heim mit gebrochenem Muth
Und gab an die Armen sein Geld und sein Gut.

Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da ließ er die Schläge des Hammers erschallen,
Erweichte mit Thränen den harten Stein
Und grub die Kirche dem Felsen ein.

Er hämmerte fleißig den Tag und die Nächte,
Und sank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßest, gedacht' er, den Brudermord,
Und hämmerte wieder und meißelte fort.

So trieb er es Jahrelang ohne zu stocken:
Da luden zur Kirchweih fröhliche Glocken.

Und als die Gemeinde versammelt war,
Der Graf lag todt vor dem Hochaltar.

Da sangen die Chöre: Nimm diesen nach Oben:
Er gab uns dies Haus dich zu flehn und zu loben.
Denn Dein ist der Preis und die Ehre sei Dein,
Du schmelzest die Herzen und schmeidigst den Stein.

K. S.

Karl und Elbegast.

Eines Abends, da der Kaiser schlief
Auf seiner neuen Pfalz am Rhein,
Da weckt' ein Engel ihn und rief:
Auf, Kaiser Karl, ein Dieb zu sein!

Auf, Karl, und stiehl, es ist Gottes Gebot,
Auf, großer Kaiser, werde zum Dieb,
Und stiehlst du nicht, es ist dein Tod,
Geschwinde stiehl, wenn das Leben dir lieb.

Da sprach der Kaiser: „Ich bin so reich,
Mir zollt der Rhein und der Donaustrom,
Wer ist an Schätzen dem Kaiser gleich,
Dem Köln gehorcht und das ewige Rom?

„Mit Ehren noch ist das Haar mir ergraut;
Sollt ich nun stehlen, das wär ein Spott!

Meinen Ohren hab ich zu viel getraut:
Warum geböte mir solches Gott?"

Der Engel warnte: Grüble nicht nach,
Was der Herr dir räth, dem folge blind,
Und dünkt dich Diebstahl eitel Schmach,
So wisse, du bist an Witz noch ein Kind.

Da regte der Engel der Flügel Gold
Und hob sich empor zu himmlischen Höhn.
„Du stehst nicht in der Hölle Sold,
Dazu ist dein Gefieder zu schön!

Muß ich nun stehlen, ich alter Mann!
Es war kein Spuk, mir hat nicht geträumt;
Doch wie beginn ichs, wie greif ichs an?
Ich hab es in jungen Jahren versäumt."

In Stahl und Eisen kleidet' er sich,
Zu Häupten band er den lichten Helm,
Er nahm das gute Schwert und schlich
Sich vor das eigne Thor als ein Schelm.

„Wie waren Diebe mir stets verhaßt!
Wüßt ich nun einen, das wär mir lieb;
O käm zur Hülfe mir Elbegast,
Der schlaue Zwerg, der berüchtigte Dieb!

„Ich hab ihm oft mit dem Galgen gedroht,
Durch Heid und Busch ihm nachgesetzt:
Nun wäre mir solch ein Lehrer Noth,
Der ist mit allen Hunden gehetzt."

Da vermißt' er den Harnisch auf der Brust,
Den Helm vermißt' er auf dem Haupt,
Auch bemerkt' er seines Schwerts Verlust:
Die hatte ihm Elbegast geraubt.

Da stand vor ihm der kleine Wicht
Und sprach: Sie schienen allzuhell,
Gewaffen taugt zum Stehlen nicht,
Ich trugs zurück in die Kammer schnell.

Wo willst du nun stehlen? sag mir bald,
Ich bin dir beizustehn bereit;
Doch meine Geschäfte sind mannigfalt,
Verlieren wir nicht die köstliche Zeit. —

„Wo," sprach der Karl, „ist einerlei,
Wenn es nur sonst der Mühe verlohnt.
Einen Kaufherrn weiß ich hier nahebei,
Und dort ists, wo ein Bäuerlein wohnt.

„Der Kaufherr hat schon längst zu viel,
Das Bäuerlein heut erst Geld gelöst:
Nun wähle dir, wen du willst, zum Ziel,
Und morgen sind sie von Allem entblößt." —

Dem Bauer stehl ich nicht sein Obst:
Wer den Bauer schädigt, der verdirbt,
Der Bauer ist kein feister Probst,
Der mit Händefalten Gut erwirbt.

Den Kaufherrn kostet's auch den Schweiß
Ihn zu berauben, das bleibe fern;

Den Abt, den Bischof geb ich Preis
Und Mönch und Knönch und geistliche Herrn.

Ich kenn ihrer viel im römischen Reich:
Ob die Seel aus dem Feuer springt,
Gilt dem gierigen Pfaffen gleich,
Wenn ihm das Geld im Kasten klingt. —

„Du Heide, der du an Klötze glaubst,
Laß Chorrock und Kaputz in Ruh!
Was du dem Pfäfflein heute raubst,
Das legt der Bauer ihm morgen zu.

„Ein würdger Priester, ein treuer Hirt
Der Herde, die ihm Gott vertraut;
Von welchem Der geärgert wird,
Dem gieng es billig an Haar und Haut.

Weißt du nicht einen Reichsbaron,
Der sich mit sechzehn Ahnen spreizt?
Er thut, als stützt' er Altar und Thron,
Doch seh ich nur, daß er birscht und baizt."

Der Kleine sprach: In der Burg dort sitzt
Eine rechte Plage für Stadt und Land;
Bei dem hab ich schon oft stipitzt,
Er ist Graf Harderich genannt.

Er macht sich des Volkes Noth zu Nutz,
Er bricht den Frieden und beugt das Recht,
Bis sich der Freie in seinen Schutz
Begiebt als ein leibeigner Knecht.

Er ist auch seinem Herrn nicht treu,
Er wünscht sich nur des Kaisers Tod,
So dürft er hausen ohne Scheu,
Und brächte das halbe Reich in Noth. —

„Da ist gut stehlen, das ist mein Mann!"
Sprach Karl, den des Vasallen verdroß.
Da gingen beide, der Zwerg voran,
Sie kamen bald vor ein stolzes Schloß.

Das Zwerglein raunt' ein Zauberwort,
Das öffnete Thor und Thür zumal:
Der Kleine schlich in den Stall sofort,
Der Kaiser trat in den weiten Saal.

Neben dem Saal im Schlafgemach,
Da schlief die Gräfin und der Graf;
Doch plötzlich ward jetzt Harderich wach,
Pferdegewieher scheucht' ihm den Schlaf.

Das Zwerglein wollt ihm leise nahn,
Da wieherte laut das treffliche Pferd.
Nun rief der Graf einen Knappen an:
„Geh, schau mir was den Hengst beschwert."

Der Knappe taumelte schlummerfaul
Zu schauen, was den Hengst erschreckt:
Da hatte der Zwerg sich über dem Gaul
Lang hin auf einen Balken gestreckt.

Als da der Knappe Niemand sah,
Zu dem Grafen sprach er aufgeräumt:

Es ist keine lebende Seele da,
Dem Hengst hat wohl was Liebes geträumt.

Harderich schickte sich zu ruhn;
Doch lauter wieherte jetzt das Roß.
Da rief der Graf: Was sagst du nun?
Ich sag, es sind Räuber in meinem Schloß.

Die braune Fackel brannt er sich an,
Stieg selbst hinunter in seinen Stall:
Da suchte lange der sorgende Mann,
Die Räume durchforscht' er, die Winkel all:

Er fand von Räubern doch keine Spur;
Unwillig kehrte zurück der Graf.
Da sprach sein Weib: „Gesteh es nur
Dir rauben andre Sorgen den Schlaf.

„Du schliefst schon nicht die dritte Nacht,
Dir schmeckt kein Essen, mundet kein Trank,
Gern wüßt ich, was dich so trübe macht,
Ich fürchte, du wirst noch ernstlich krank."

Er wollt es nicht sagen, sie ließ nicht nach,
Sie küßt' ihn bleich und wieder roth;
Zuletzt ergab er sich und sprach:
„So wisse, wir schworen des Kaisers Tod.

„Wir unser Zwölfe" (er nannte sie ihr)
„Wir reiten morgen in seine Pfalz,
Zwölf scharfe Dolche wie dieser hier,
Die bohren wir ihm durch Brust und Hals."

Das hörte der Kaiser Wort für Wort
Und behielt es wohl in seinem Sinn,
Er schlich sich leis zu dem Zwerglein fort;
Das dachte nur auf des Hengstes Gewinn.

„Ich stehle dir Eier aus der Brut;
Dies Pferd litt nicht, daß ichs bestieg:
Ich weiß kein Roß, so wacker und gut,
Und wer es reitet, mit dem ist Sieg!

„Es hat gewiehert, und sich gebäumt" —
Der Kaiser sprach: „Laß mich heran."
Der hat es gesattelt und hat es gezäumt,
Lammfromm trug es den herrlichen Mann.

Der Kaiser ritt es aus dem Thor,
Er ritt zu seiner Pfalz in Hast,
Den Zwerg er aus den Augen verlor,
Nie sah er wieder den Elbengast.

Die Seinen rüttelt' er aus dem Schlaf,
Er rüttelte Manchen aus süßem Traum:
„Kommt mit den Zwölfen der falsche Graf,
Die hängt mir an den höchsten Baum."

Sie kamen am Morgen zur Pfalz gesprengt:
Da ritt der Kaiser des Grafen Roß.
Dem Grafen ward das Herz so beengt,
Wehrlos ergab er sich dem Troß.

Sie fanden alle den grimmen Tod,
Der Zwölfe kehrte Keiner heim:

Von dem Engel, der ihm zu stehlen gebot,
Hieß Karl die Pfalz nun Ingelheim.

K. S.

Trinklied von Karl dem Großen.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße mit seinem Becher an!

Er thronte dort in Aachen, dem altberühmten Ort,
Und Völker vieler Sprachen gehorchten seinem Wort.

Es hat der große Kaiser, trotz seinem langen Bart —
Er war um desto weiser — den Ernst mit Lust gepaart.

Er liebte warme Quellen und schwamm an manchem Teich:
An schönen Badestellen ist Aachen durch ihn reich.

Den edeln Ingelheimer zog er bei seinem Schloß,
Wovon schon mancher Eimer die Kehl uns niederfloß.

Am Rüdesheimer Berge hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge um Hattos Thurm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken, so werde sein gedacht;
Auch die westphälschen Schinken hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen; es war ein strenges Muß.
Er zog sie bei den Fachsen wohl in den Weserfluß.

Die heidnischen Westphalen, die schlachteten nicht ein:
Die Mönche drauf befahlen ein fett St. Martinsschwein.

Dem heilgen Mann zu Ehren hieng man sie in den Rauch:
So sah man sich vermehren den lobenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße bei seinem Namen an!

A. W. v. Schlegel.

Auch ein Held.

Wir kleine freiwillige Schützenschaar,
Wir haben auch unsern Helden fürwahr,
So gut als wie die großen,
Die uns wie nichts verstoßen.

Wir kleine freiwillige Schützenschaar,
Wir haben 'nen Helden und das ist wahr,
Der läßt sich nicht verdrießen,
Dem Feind in die Scheibe zu schießen.

Wir freien Schützen, wir standen vor Mainz,
Wir standen aber davor nicht alleins:
Es standen aus vielen Landen
Viel andere noch, wo wir standen.

Wir freien Schützen, da stehn wir vor Mainz,
Hier ist kein Ruhm zu gewinnen, scheints;
Es wird kein Blut nicht vergossen,
Es wird nicht gehaun noch geschossen.

Ihr freien Schützen, und obs euch verdrießt,
Ich sags euch, daß mir keiner schießt;
Das Schießen ist verboten
Mit Kugeln und auch mit Schroten.

Da stand wohl unser Schützenheld
Auf einem Posten postiert im Feld,
Ihm stand in langer Hose
Genüber ein Franzose.

Da kam dem Herrn Franzosen es an
Mit Hohn zu begegnen dem deutschen Mann;
Er zieht die Hose vom Leibe
Und zeigt' ihm die nackende Scheibe.

O freier Schütze, es ist nicht Noth,
Daß du jetzt haltest das Gebot;

O laß dich nicht verdrießen
Dem Feind in die Scheibe zu schießen.

Den freien Schützen, da faßt ihn der Grimm,
Da geht es dem Herrn Franzosen schlimm;
Er schießt ihm keck in die Scheibe,
Daß er nicht Hohn mehr treibe.

Der Franzmann hinkt mit Schmach nach Haus,
Der freie Schütz ist stolz garaus;
Gar über sein Verhoffen
Hat ihn solch Glück betroffen.

O freier Schütze, dir ist es geglückt,
Daß du die Büchse hast abgedrückt,
Und nach einem solchen Ziele,
Wie außer dir wohl nicht viele.

O freier Schütze, dir ist es geglückt,
Daß du allein dich mit Ruhm hast geschmückt;
Wir alle müssen, wir andern,
Nach Hause ruhmlos wandern.

O freier Schütze, wir bitten darum,
Mit deinen Kamraden theile den Ruhm,
Daß wir, mit Ehren zu melden,
Doch haben auch einen Helden.

Du Schütze, du Held im ersten Glied,
Wir singen auf dich dies Ehrenlied,
Doch machen wirs uns zum Bedinge,
Daß es kein Andrer uns singe.

Rückert.

Die goldene Luft.

Zu Mainz ist eine Straße die goldne Luft genannt
Als einst von Gasse zu Gasse die Pest die Stadt
durchrannt
Und was darin gewohnet hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet sagt man die goldne Luft.

Und als die goldnen Lüfte vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte der Stadt sich wieder auch;
Ausgoß von dort allmählig sich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngst erzählet von Einem, den ich mir
Zum Führer hat erwählet; der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich, einst Deutschlands
Schutz und Wall
Jetzt wieder pranget rühmlich nach des Tyran-
nen Fall.

Die Pest, die hier gehauset, wem ist sie nicht bekannt?
Sie ist es, die durchgrauset das ganze deutsche Land.
Verschont ist nichts geblieben von ihrem Moderduft,
Bis daß sie ward vertrieben von goldner Frei-
heit Luft.

Rückert.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ists öd und stille, die Straßen wüst
und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trauerkleid umher
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisem
Flug,
Da naht dem heilgen Dome ein stiller, ernster Zug.
Viel Männer, Greis und Kinder, der Frauen holde
Zahl,
Jedwed im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfraun in der Mitte, die tragen Sarg
und Bahr,
Und nahn mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar;
Der giebt statt Heilgenbilder der Menschheit Wap-
pen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwar-
zen Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorberreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd durchweht vom Abend-
wind.

Wer ruht wohl in dem Sarge von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied.
Drum ist auch welk die Hülle und alt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Anastasius Grün.

Willegis.

Es sahen am Thum zu Mainz die adeligen Herrn
Den Willegis zum Bischof nicht allewege gern.
Der war ein Wagnerssohn:
Sie malten ihm zum Hohn

Mit Kreide Räder an die Wand:
Die sah er wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn:
„Komm Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im rothen Feld,
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk woher du kommen sis!"

Nun wurde von den Herrn am Thum nicht mehr geprahlt,
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie sahn, dergleichen thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein Jeder das Rad ins Wappen nahm:
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

August Kopisch.

Das Fräulein vom Steine.

Und ziehst du zum Gestade des vaterländschen Rheins
Und kommst auf deinem Pfade ins altergraue Mainz,

Durchwallest du die Thore, die Gassen breit und eng,
Wo Haus und Pfalz sich reihet in rührigem Gedräng,

So wall hinein mit stolzem und festem Siegertritt,
So wall als ob ein König vor seinem Volke schritt',
So wall als ob du zögest an deinem Ehrentag
Ein Bräutigam, zu führen ein hochzeitlich Gelag.

Denn diese Straßen kehrte die allerschönste Hand,
Das edelste der Fräulein im weiten deutschen Land.
Dort auf dem Felsen hauste der Lahn der Herr von Stein,
Zu Mainz die Gassen kehrte sein holdes Töchterlein.

Die Franzen hatten lange das deutsche Reich verheert,
Sie maßen wie mit Ellen das Land sich mit dem Schwert,
Sie rissen von den Gauen sich ab den besten Theil,
Sie griffen zu, wo irgend für Sinn und Gaumen Heil.

Im deutschen Volk mit Zürnen erwacht der alte Geist,
Das noch an kühnen Herzen, an Helden nicht verwaist.
Und wie die Männer rüsten, da will auch keine Frau,
Die zarte Maid nicht fehlen am großen Wiederbau.

Da schrieb das edle Fräulein vom Stein dem Bräutigam:
Der Rettungstag wird tagen, und enden unsre Scham.

Mein Trauter darf nicht feiern, tritt in die Reihen ein,
Nur nach dem Kampf, dem Siege mag ich sein eigen sein.

Der Brief lief gar behende, doch tückisch lauscht Verrath:
„So greift die Dirn und ihre Verwandten auf der That!
Der Vater ist in Preußen, wo er die Kriegsglut schürt:
Die Tochter drum ergriffen, gestraft wie sichs gebührt."

Zu Mainz dort auf den Gassen, was ziehn die Trommeln auf?
Sie wirbeln frisch zusammen das Volk in hellem Hauf.
Geschäftig schreiten Büttel in ihrem Scharlachkleid,
Viel grimme Schergen stehen, viel Laurer da bereit.

Sie führen in der Mitte ein Kind, wie Engel hold,
Im weißen Kleid der Unschuld, die Locken lang entrollt:
Den Besen muß sie führen in ihren Händen weiß,
Die Gassen muß sie kehren dort in der Spötter Kreis.

Zwischen Scherg und Büttel fegt sie her und hin:
Ihr Bürger und ihr Bauern, verhöhnt sie nicht euer Sinn?
Nein, keiner will da lächeln, ernst ist jedwes Gesicht:
Darüber möcht sich ärgern mancher Franzosenwicht.

Ist nicht das Kehren Schande in der Büttel Geleit?
Doch alles Volk verneiget gar tief sich vor der Maid,
Die Köpfe sich entblößen, wie wird sie hochgeehrt!
Man wandelt wie zur Wallfahrt auf der Straße,
die sie kehrt.

Ein Jeder denkt das Seine, Gedanken sind noch frei:
Gott gebe seinen Segen zu dieser Kehrerei.
Sei Sie der Reigenführer nach altem deutschen
Brauch
Und lasse Kehraus tanzen bald jeden wälschen Gauch.

Die Büttel und die Schergen ließen die edle Maid.
Bald ward mit Kehraustanzen das Vaterland befreit.
Was lang in treuen Herzen Stoßseufzer nur ge-
haucht,
Das war in voller Wahrheit ans Tageslicht getaucht.

Drum wandelst du am Rheine zu Mainz hindurch
die Stadt,
So blicke mit Verehrung auf deiner Füße Pfad,
So wandle wie ein Bräutigam, der zum Altare tritt,
So wandle wie ein König in stolzem Siegerschritt.

Wilhelm von Waldbrühl.

Adolphseck.

Der deutsche König, Adolph von Nassau war in einen Krieg mit dem Könige von Frank-

reich verwickelt, denn dieser wollte gerne Unfrieden stiften im deutschen Reiche, und bei solcher Gelegenheit seines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Straßburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Nonnenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novize, welche oft die Nacht über bei ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novize etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin, und sagte: ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken soll. Durch Eure Pflege bin ich genesen, aber Eure schönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novize erröthete und entfernte sich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß sie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber statt ihrer erschien eine andere Nonne, und von dieser vernahm er, die Schwester Imagina sei von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Diese Nachricht fiel wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling seiner

Liebe, und tödtete die Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und seine neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. Drei Tage gingen so hin. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, da schon Alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemachs, und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, sagte sie, der Bischof von Straßburg stellt Euch nach, und will Euch diese Nacht, hier im Kloster, aufheben lassen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthür hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Diener bei sich; diesen schickte er auf der Stelle mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Fürth und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu

verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rhein zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsale, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Untergange. Albert von Oesterreich strebte nach der deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz. Der König zog seinem Widersacher mit einem starken, sieggewohnten Heer über den Rhein entgegen. Imagina konnte sich diesmal nicht von ihm trennen und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph sie bereden, im Kloster Rohnethal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber sein würde. Nicht weit davon geriethen beide Heere aneinander. Der tapfere Nassauer fiel durch sein Ungestüm und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme

Imagina lag die ganze Zeit über in der Klosterkirche auf den Knien und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thür und wieder zurück — und fing von Neuem zu winseln und zu zerren an. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen und folgte dem Thier, welches sie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich in unendlichem Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tages im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. — Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte auch jetzt Adolphseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

Aloys Schreiber.

Falkenstein.

Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man, auf einer Felsenspitze, die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, fast unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: Ich will um ihre Hand werben.

In dieser Absicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen miteinander in einem Bogenfenster, und

sahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt so schön' wie die Eurige, sagte Kuno, aber der Weg herauf ist gar zu beschwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, versetzte der alte Falkensteiner, etwas spitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — Herr Kuno, sagte er nach einigem Stillschweigen, ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe sie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, sagte der Ritter von Falkenstein, so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno stutzte — der Alte schmunzelte, fast etwas tückisch: und sie schieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn ihr dreihundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann aber das Handwerk versteh ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel, den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könntest und wolltest —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, versteht sich. — Laß Deine St. Margarethen-

grube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden; das Gebirg dort zur Linken ist reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hause, aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke schlug eilf — da mit Einem glaubte sie das Geklirr und Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube, der Herr Ritter von Sayn ist

toll geworden, sagte er, und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablassen müssen. — Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forsts schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte, und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille, und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier, und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein, wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und

Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte ans Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hof erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und setzte lachend hinzu: jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus seinem Fenster, einen Theil des neuen, breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie Alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, sagte der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Doch jetzt führt der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein, und das anwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spitz, Johann Wilhelm

Rheinischer Sagen- und Liederschatz in Volksgeschichten, Legenden und Mythen vom Rhein und seinen Nebenflüssen

Bd.: 3.4

Düsseldorf und Köln 1843

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3625(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091390-9